Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 2. Mai 1931 Nummer 9

Inhalt

Gesunde Frömmigkeit . . . . . Martin Rade
Religion als Schöpfung (Bornhausen) . . . . . Werner Schultz
Die geistigen Strömungen Japans. Erste Hälfte . Th. Devaranne
Die dialektische Theologie auf dem Dorfe . . Walter Mannweiler
Nationalsozialismus. Erstes Stück . . . . . Hans E. Friedrich
Um Frankreichs Bild (Sieburg) . . . . . Otto Piper
Lexikon und Fibel des Bolschewismus (Iljin) . . . . Hans Koch
Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung.
Erste Hälfte . . . . . Friedrich Falk
Aus der Slovakei . . . . . .

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

HANS ENGELLAND

Melanchthon

Glauben und Handeln

Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, 4. Reihe, Bd. I

in Subskription geh. Mk. 15.—, geb. Mk. 17.50
einzeln bezogen geh. Mk. 19.50, geb. Mk. 22.—

hierüber urteilt

D. Karl Heim, Tübingen:

Hier haben wir endlich das Melanchthon-Buch bekommen, das in der theologischen Literatur schon so lange gefehlt hat und das zumal jetzt in den Jahren der Reformationsfeiern einem dringenden Bedürfnis entspricht. Auf Grund genauer und allseitiger Quellenforschung wird uns hier in flüssiger Darstellung und mit Quellenbelegen, die jedem Leser die Nachprüfung ermöglichen, ein ganz neues Bild der Theologie des Reformators gegeben. Das Bild Melanchthons, das seit den philippistischen Streitigkeiten der Reformationszeit von einer Generation zur andern tradiert wurde und in Herrlingers Darstellung (1879) auf unsere Zeit kam, wird hier zum ersten Mal gründlich revidiert. In Auseinandersetzung mit Herrlinger, Loofs, Holl, Hirsch, Seeberg und allen andern Melanchthon-Forschern wird die Anschauung, Melanchthon sei von der Höhe der reformatorischen Heilserkenntnis herabgesunken und in den Synergismus und eine starre Trennung von Rechtfertigung und Heiligung immer mehr hineingeglitten, richtiggestellt. Melanchthon wird als eigenartiger Typus reformatorischer Erkenntnis von Gott und Mensch in seiner vollen Größe neben Luther gestellt. Das Buch wird schon deshalb starke Beachtung finden, weil wir ja seit dem veralteten Werk von Herrlinger keine Monographie über die Theologie Melanchthons haben, da es also eine längst empfundene Lücke in der Literatur über die Reformationsgeschichte ausfüllt. Außerdem wird es durch den Gegensatz, in den es zur Tradition tritt, eine lebhafte Kontroverse hervorrufen.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

Christus im Unterricht

ist das Thema des Aprilheftes der „Monatsschrift für Pastoraltheologie". Es eignet sich durch seine inhaltliche Bezogenheit auf die gerade in dieser Freudenzeit des Kirchenjahres sich offenbarende schenkende Fülle des Schöpfers so recht als Hilfsmittel zur Gestaltung eines lebensvollen, reichhaltigen und warmherzigen Unterrichts! — D. Dr. Fendt bietet auf 11 Seiten Meditationen zu den alttestamentlichen Perikopen von Quasimodogeniti bis Pfingsten einschließlich, und einen 5teiligen Vortrag „Christus im Unterricht", in dem er die religiöse Erziehung des Kleinkindes usf. bis zu den sog. Jugendlichen behandelt. Gen.-Sup. D. Eger nimmt den 1. Artikel (Schöpfung!) im Konfirmandenunterricht durch. Lic. Lichtenstein bespricht die Freudenzeit des Kirchenjahres und Pfingsten für den Kindergottesdienst und bietet anschließend Meditationen zu den Texten des Reichsverbandes, Pfr. Georg Merz behandelt den 2. Artikel (Leben Jesu!) im Religions-Unterricht. Grundsätzliches über „die christliche Verkündigung im Kindergottesdienst" bietet Stud.-Rat Wienhold. Das Heft kostet nur 1.30 RM. und ist durch den Buchhandel zu beziehen. Halbjahrspreis der „Pastoraltheologie" 4.50 RM.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

In Vorbereitung befindet sich

Theodor Siegfried

Die Theologie Rudolf Otto's

Preis vier Mark

Verfasser ist in die Theologie Rudolf Ottos tief eingedrungen und will mit dieser Schrift demjenigen, der sich mit dieser Theologie beschäftigt, helfen, die Überleitungen zwischen den vielgearteten Arbeitsgebieten und Gedankenreihen Ottos zu finden. Die Schrift ist damit ein Versuch, die Einheit dieser Theologie aufzusuchen und zur Anschauung zu bringen. Auf die religionspsychologischen Analysen Rudolf Ottos ist dabei weniger eingegangen. In ihnen liegt zweifellos der unmittelbar eindrucksvollste Teil seiner Arbeit. Aber sie sind nicht das Ganze, und gerade weil sie im Grunde für sich selber sprechen, soll hier nach den theologischen Hintergründen und Zielen dieser Arbeit gefragt werden. — Den Verfasser leitet ein spezifisch-theologisches Interesse, die Frage, inwieweit und in welcher Weise Religionsphilosophie und -psychologie die Theologie instand setzen, ihre eigene Aufgabe zu lösen. Sinngemäß ergeben sich ihm zwei Themen: die Analyse der religionsphilosophischen Grundlegung und die Frage nach der Bewährung dieser Grundlegung in der christlichen Dogmatik, d. h. eine beispielartige Durchsicht der dogmatischen Positionen Ottos.

Leopold Klotz **Verlag Gotha**

Nach Inhalt u. Ausstattung die gediegensten und preiswertesten Andachts- und Gebetbücher!

Dr. Paul Wurster

Hausbrot
für evangelische Christen
(Morgensegen)
400 S. Geb. in Leinen M. 3.50
Absatz 87 000 Expl.

Abendsegen
für die christliche Familie.
400 S. Geb. in Leinen M. 3.50
Absatz 61 000 Expl.

Morgen- und Abendsegen
800 Seiten. Gebunden in Leinwand mit Rotschnitt M. 6.50,
in Leinwand mit Goldschnitt M. 8.—

Buchhandlung Ev. Schriftenverein A.-G.
Karlsruhe

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 9 | Gotha, 2. Mai 1931 | 45. Jahrgang

Inhalt: Gesunde Frömmigkeit [Sp. 393] — Religion als Schöpfung (Bornhausen) [Sp. 394] — Die geistigen Strömungen Japans. Erste Hälfte [Sp. 399] — Die dialektische Theologie auf dem Dorfe [Sp. 404] — Nationalsozialismus. Erstes Stück [Sp. 406] — Um Frankreichs Bild (Sieburg) [Sp. 410] — Lexikon und Fibel des Bolschewismus (Iljin) [Sp. 416] — Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung. Erste Hälfte [Sp. 421] — Bücher und Schriften: Die Not der evangelischen Kirche (Barth); Das Christusbild unserer Zeit (Horn); Christentum und Sozialismus (Weitling-Barnikol); Abriß der Sozialpolitik (Heyde); Welterziehungsbewegung (Eberhard); Erziehungsaufgabe im Bauerntum (Tonnesen, Iversen); Nationalsozialismus (v Unruh); Völkische Rasse-Religion (Richter); Völkische Selbstbesinnung (Müller); Religiöser Realismus (Müller); Du Erde höre (Müller); Menschenkenntnis (Schulz); Alkoholfrage im Jugendunterricht (Keller, Zimmermann); Papst und Jesuitengeneral (Ernst); Flut und Ebbe (Haukland); Die Singermanns (Brinig); Hiob (Roth); Rechts und Links (Roth); Gymnadenia (Undset) [Sp. 428] — Aus der Slovakei [Sp. 434] — Wöchentliche Chronik [Sp. 436] — Verschiedenes: Von den Kirchenwahlen in Nassau; Der Nationalsozialismus und wir; Die Preisfrage; Kleine Mitteilungen [Sp. 438] — Versammlungskalender [Sp. 440] — Anzeigen

Gesunde Frömmigkeit

. . . und tut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht Jemand strauchle wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde.
Hebr. 12, 13

Unser Herr Jesus hat einmal gesagt, daß er für die Kranken dasei und nicht für die Gesunden, für die Sünder und nicht für die Gerechten. Damit hat er aber nicht gesagt, daß die Kranken krank und die Sünder sündig bleiben sollten. Vielmehr wollte er die Kranken gesund und die Sünder fromm machen. Sein ganzes Tun und Treiben war ein Gesundmachen, ein Helfen und Heilen. „Willst du gesund werden?" frug er eine jede Seele, die zu ihm kam und ihm stand hielt. Und wenn er sie gesund gemacht hatte, sagte er zu ihr: „Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr."

So war Krankheit der leibliche und seelische Zustand, mit dem er kämpfte, Gesundheit der Zustand, um den er kämpfte. Er „machte sie alle gesund" — dies Zeugnis begegnet uns immer wieder. Lahme, Besessene, Sünder. Und tat dabei doch wohl kein Halbwerk, als ein Stümper, sondern brachte eine wirkliche Gesundheit zu Stande.

So gewiß nun alle jene Männer und Frauen, denen er von physischen und psychischen Leiden half, ja sogar jene, die er vom Tode aufgeweckt hat, einmal wieder krank geworden sind, zum mindesten am Tode, so gewiß haben auch die von ihm geheilten Sünder noch immer neue Versuchungen bestehen müssen. Wie ja auch er selbst, der Heilige und Gesunde, immer wieder versucht wurde. Aber es war eben doch Krankheit als Zustand gehoben, es war Gesundheit da und somit Lebensmut, Lebenskraft — kurzum Leben!

Was Jesus den Sündern schenkte, die sich ihm öffneten, war eine gesunde Frömmigkeit. Fromm waren sie vielleicht vorher schon gewesen, auf ihre Weise (wie der Pharisäer im Gleichnis, wie ganz gewiß die Jünger, ehe er sie berief), aber nun half er ihrer Frömmigkeit auf, daß sie gesund wurde.

Die Welt ist voll kranker Frömmigkeit. Auch die Kirche. Gott wird sich auch solcher erbarmen. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz verachtet er nicht. Den glimmenden Docht löscht er nicht. Aber wenn eine Frömmigkeit die rechte, die wahre sein soll, muß sie gesund sein. Jesus war damit ausgewiesen als der Erlöser, daß, wo er hinkam, da wurden Leute gesund. Und Jesus weist sich noch heute damit aus als den Erlöser, daß, wo er hinkommt, da werden Leute gesund.

Was gehört alles dazu, daß unsre Frömmigkeit gesund sei? Vor allem dies, daß sie echt sei. Daß kein Selbstbetrug mit unterlaufe. Daß wir nicht fremdes Gut für unser eignes halten. Daß wir nicht von Suggestionen leben! Mein Nächster kann mir dazu helfen, wenn er selber echt und gesund ist in seiner Frömmigkeit, er kann mir zum „Apostel", zum „Boten" des Heiligen werden. Aber schließlich muß ich einmal dem Heiligen selbst begegnen. Muß Jesu Jünger sein. Muß Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit. Alle Tradition, alle Erziehung, aller Unterricht, alle Verkündigung in Ehren — schließlich kommt es doch darauf an, daß ich frei werde, auf eigenen Füßen stehe, vor Gott und Menschen. Nicht „aus eigner Kraft", aber eben doch aus einer Kraft, „die da in uns wirket" (Eph. 3, 20).

„Darum richtet auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht Jemand strauchle wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde."

R

Religion als Schöpfung

Schöpfung. Wandel und Wesen der Religion. Von Karl Bornhausen, D. theol., o. Prof. der Theol. u. Religionsphilosophie. Leipzig, Quelle & Meyer 1930. 259 S. 10, geb. 12 M. (Vgl. 1928 Nr. 17 über Bornhausens „Erlöser", 1929 Nr. 3 über Bornhausens „Offenbarung").

Unter dem Titel „Schöpfung" hat Bornhausen nunmehr den dritten und letzten Band seiner Darstellung des christlichen Glaubens der Öffentlichkeit übergeben. Man erinnert sich, daß der erste Band (1927) den Gang des Erlösers durch die Geschichte darstellte und den Höhepunkt des Gestaltwandels des Erlösertums in der geschichtlichen Persönlichkeit des Menschensohns erblickte. In dem zweiten Band (1928) hatte Bornhausen ausgeführt, wie das in der geschichtlichen Person Jesu erscheinende Göttliche sich im Denken, im Handeln und in der Kunst der abendländischen Geistesgeschichte offenbart. Die in diesen Büchern geleistete Arbeit ist, wie Bornhausen betont, dogmatisch, wobei Dogmatik in dem weiten Sinne einer Phänomenologie des christlichen Glaubens nach Schleiermachers Vorbild verstanden sein will. Dagegen trägt der vorliegende dritte Teil religionsphilosophischen Charakter. Bornhausen hat sich hier eine „Geschichtsphilosophie der Religionen und der Religion" als Aufgabe gestellt. Wie ist diese Aufgabe gelöst worden?

1

Zur Erfüllung dieser Aufgabe bedarf es zunächst einer Untersuchung der Normen und Gesetze der Geschichte, die Bornhausen in dem ersten Teil seines Buches gibt. Als Ausgangsthese seiner Darlegungen könnte man den Satz W. v. Humboldts anführen: „Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Die idealistische Geschichtsphilosophie eines Herder, Schelling und Hegel hat die Einstellung Bornhausens entscheidend beeinflußt. Wie ein unendlicher, ewig schaffender Strom steht der Ablauf der Geschichte vor ihm. In diesem Strom gibt es keine Trennung von Stoff und Form. Das Ewige,

Göttliche, Geistige ist in den Zeitenablauf hinabgestiegen, kommt in seinem Fortschritt und seiner Entwicklung zur Darstellung. Es bildet die „Urregung" des schöpferischen Lebens in Natur und Geschichte. Es verbindet sich mit dem Zeitlichen zu einem „dritten Reich". Idealismus und Positivismus schließen eine Synthese. Zeit und Ewigkeit stehen sich nicht in unendlicher Ferne verbindungslos gegenüber; vielmehr ist ihre Verbindung eine so innige, daß die Entwicklung des Zeitlichen zugleich die Entwicklung des Ewigen ist. Bornhausen nimmt hier also die in den beiden ersten Teilen seines Werks erscheinende Grundtendenz wieder auf. Der Abstand zur dialektischen Theologie wird nunmehr geschichtsphilosophisch mit den Mitteln Schellingschen und Hegelschen Denkens begründet.

In diesem Sinne ist die These zu verstehen, daß Geschichtsphilosophie nur in Verbindung mit Religionsphilosophie möglich sei. Die Geschichtsphilosophie hat sich zunächst den Erscheinungen der einzelnen Religionen zuzuwenden und erst dann dem Urmotiv der Religion. Eine Formgeschichte und eine Geistesgeschichte der Religionen ist ihr nächstes Ziel. Erst dann kann sie eine Philosophie der Religion als Schöpfung in Angriff nehmen.

Bevor sich Bornhausen dem konkreten Gegenstand der Religionen zuwendet, gibt er einen kurzen Aufriß der Normen und Gesetze der Geschichte, wobei die gesamte geschichtsphilosophische Arbeit von Ranke bis Troeltsch verarbeitet wird.

Die erste Norm der Geschichte erscheint in der durchgehenden Individuation von Natur und Geist. Leben existiert nur in individuellen Formen. Diese große Entdeckung deutschen Geistes, die Leibniz zuerst systematisch begründete, ist durch Herder, W. v. Humboldt, Ranke und neuerdings durch Dilthey und Troeltsch zu einem festen Bestandteil geschichtsphilosophischer Betrachtung gemacht. Sie muß aber ihre Ergänzung finden in der Norm der Vergesellschaftung, wonach alles individuelle Leben das Streben zeigt, sich mit den ihm verwandten Erscheinungen zusammenzuschließen. In der Spannung von Individuum und Gemeinschaft bewegt sich der Ablauf der Geschichte. In dieser Bewegung werden Gesetze sichtbar. Neben einer physischen, psychischen und einer intellektuellen Differenzierung, die die Menschheit landschaftlich, volkstümlich und nach geistigem Charakter isoliert, tritt das höhere Gesetz der Parallelerscheinungen: ein Parallelismus des Raumes und der Zeiten. In entfernt liegenden Gegenden und Zeiten werden Zusammenhänge erkennbar, die nach Form und Inhalt große Übereinstimmung zeigen.

Neben diesen Gesetzen der Differenzierungen und Parallelen, die unmittelbar in der Wirklichkeit erfahren werden, gibt es Gesetze, die das Denken aus sich selber zeugt, und mit denen es fordernd an die Wirklichkeit herantritt. So das Zweckgesetz und die Sittengesetze. Vollzieht sich doch in der Geschichte die große Auseinandersetzung zwischen dem Bösen und Guten, in der der Mensch eine „Aktivität in Richtung auf das Gute" entfaltet. Als solchen Kampfplatz hatte der deutsche Idealismus die Geschichte wieder gesehen. Nur daß er die Idee zum Urheber geschichtlichen Lebens einsetzte, statt diesen Ursprung im Menschen zu sehen. Nicht die Idee an sich ist das Schöpferische in der Geschichte, sondern der Mensch als Träger und Verwirklicher der Idee. Der letzte Ursprung der Idee liegt in Gott. Gott ist keine sich in der Weltimmanenz erschöpfende Kraft. Er ist seinem Wesen nach transzendent. Aber in seiner allerbarmenden Liebe läßt er sich in den flutenden Zeitenstrom der Geschichte hinab und nimmt in ihren großen Menschen Gestalt an, vor allem in dem größten Menschen: in Jesus.

So schafft Bornhausen eine Synthese von Christentum und Idealismus, wie sie uns aus mancher seiner früheren Arbeiten bekannt ist, geeignet, ein äußerst fruchtbares Fundament des geschichtsphilosophischen Denkens abzugeben.

2

Die folgenden Kapitel bringen dann die Darstellung der grundlegenden Motive der großen Religionen der Weltgeschichte.

Bornhausen gibt zunächst eine „Naturgeschichte der Religionen". In der Geschichte der Religionen tauchen Formmomente auf, die nach dem erwähnten Gesetz der Parallelen in allen Religionen lebendig sind. Ausführlich verfolgt er besonders vier dieser Grundformen: Seele, Mächte, Kultus und Mythos. Ihr Gestaltenwandel in einer geschichtlichen Entwicklung, die Jahrtausende umfaßt, das Gleichbleibende an ihnen und das Besondere, das sie trennt, wird in interessanten, oft von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehenden Darlegungen aufgerollt. Eine Fülle geschichtlichen Materials wird herangezogen, so daß die Darstellung immer konkret und anschaulich bleibt.

An die Analyse der naturhaften Formen der Religionen schließt sich eine Philosophie ihrer Geistesgeschichte. Auch in ihr treten vier große geistige Richtungen hervor: die Mystik, die wesentlich ästhetisch ist, und für die Gott in reiner Passivität verharrt, die Ethik, die Gott mit der Idee der Persönlichkeit identifiziert, die Erlösung, die Gott auf ihrer höchsten Stufe eine alles beherrschende Aktivität zuerkennt, und das Gebet, das als wesentlich psychologischer Akt die Verbindung Gottes mit dem Menschen vollzieht. Von der Religion des Confutse bis zu Goethes Faust wird auch hier die Entwicklung dieser Formen verfolgt. Sie sind nicht gewaltsam an den Stoff herangebracht. Sie wachsen organisch aus ihm hervor. Mit diesem, umfassenden Verstehen klärt und durchleuchtet Bornhausen durch sie die unendliche Fülle religiösen Schöpfertums.

Die exakte Durchforschung des gewaltigen historischen Materials, das in diesem Abschnitt des Buches verarbeitet ist, übersteigt bei weitem die Kraft *eines* Menschen. Aber hier spricht nicht der Historiker, sondern der Denker und Dichter, dessen Persönlichkeitswille die endlose Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Ablaufs unter große, ordnende Kategorien zwingt, zu großen Symbolen und Gestalten umschafft und formt. Selbstverständlich spielt hier die Subjektivität des Gestalters eine große Rolle. Sie steht hier geradezu vor einer unendlichen Aufgabe, insofern sie immer wieder prüfen muß, ob die spröde Wirklichkeit des historischen Gegenstandes sich den Formen ihres Sehens einordnet, ohne daß der Sachlichkeit jenes Gegenstandes Gewalt angetan wird. Denn auch das Sehen des Denkers und Dichters ist keine spielerisch waltende Tätigkeit leerer Phantastik, sondern ist an objektiven Gesetzen gebunden. Je treuer es den Linien seines Gegenstandes folgt, um so größer wird gleichzeitig die Gestalt sein, die seinem Blick ersteht. Ich glaube, daß Bornhausen es daher auch dankbar begrüßen wird, wenn der Historiker, der vermöge tiefster Konzentriertheit auf einen speziellen Abschnitt der Geschichte die Dinge anders sieht, hin und wieder Kritik erhebt. Ich möchte nur auf einen derartigen Sachverhalt hinweisen. Bornhausen schreibt in dem letzten Abschnitt seines Buches (S. 218), W. v. Humboldt sei seiner ganzen Natur nach streng rational und irreligiös gewesen. Das läßt sich nach der neuesten Humboldtforschung nicht mehr halten. Es ist vielmehr erwiesen worden, daß Humboldt eine sehr komplizierte Natur gewesen ist mit starken, irrationalen Tendenzen, die auch tiefer religiöser Gefühle — ähnlich wie Kant — durchaus fähig war.

3

Der letzte Abschnitt des Buches handelt von der Philosophie der Religion. Gibt es eine Geschichtsphilosophie der Religionen, dann muß es auch eine Religion geben, die als Idee in dem Strom des Geschehens irgendwie sichtbar wird. Freilich „auf irgendeine inhaltliche Nennung dessen, was das Wesen der Religion in den Reli-

gionen ist, muß das menschliche Denken verzichten". Nur einzelne formale Züge ihres Wesens lassen sich aufweisen. Diesen Aufweis bringt Bornhausen durch eine Bestimmung der Religion, die nicht psychologisch verfährt, wie Schleiermacher, Herrmann, Otto u. A. sie versucht haben, sondern die sich gründet auf geschichtliche Religionsmetaphysik.

Der erste Teil dieses Abschnittes handelt von der „Schöpfung als Metaphysik der Geschichte". „Das Wesen der Geschichte aber ist, daß sie mit Geist anfängt und endet, daß sie einen Anfang, einen Verlauf und ein Ende hat, daß sie Sinn, Zweck und Ziel hat." Die Geistesgeschichte ist Schöpfungsgeschichte schlechthin. In tiefschürfenden Ausführungen wird nachgewiesen, daß in der Geistesgeschichte eine Zeit eigener Art waltet, eine „Urzeit", die sich von der mathematisch-astronomischen Uhrzeit spezifisch unterscheidet. Es wird gezeigt, wie im Verlauf der abendländischen Geistesgeschichte die Besinnung auf jene Urzeit entstand und in der neueren Zeit immer klarer und bewußter wurde. Als Höhepunkt dieser Entwicklung erscheint ihm Hegel, der die metaphysische Unterbauung der historischen Zeit durch das Verstehen der Geschichte als einer Dialektik des objektiven Geistes am tiefsten führte. Nur daß Hegel dem Fehler verfiel, die schöpferische Bewegung des Geistes zu stark von den historischen Erscheinungsformen abzulösen.

Originalität und Kontinuität bilden den Rhythmus der Schöpfungsgeschichte des Geistes. Diesen beiden Momenten entsprechen weltanschaulich Individualismus und Rationalismus bzw. Humanismus. Beide Einstellungen des Geistes durchwalten die Geschichte. Erst in dem Leben Jesu fallen beide zusammen. „Vernunft und Offenbarung, Originalität und Kontinuität sind eins; der Logos wird Fleisch, Mensch, Geschichte." In dem späteren Verlauf der Geschichte bricht diese Synthese wieder auseinander, und es macht sich eine umgekehrte Richtung bemerkbar. Von Osten her dringt orientalische Geheimlehre in den Westen ein, während Augustin, Luther und Schleiermacher das Gesetz des Glaubens in Europa zum Sieg führen. Die Verkündigung Jesu, die in dem Treffpunkt von Orient und Okzident tritt, verbindet sich mit dem griechischen Gedanken der Erziehung des Menschengeschlechts. Jesus ist der Erlöser und Erzieher der Menschheit. „Die Erlösung will den Menschen und seine Geschichte neu schaffen." Sinn der Schöpfung ist Wiedergeburt zu neuem Leben. „Wer Jesus Christus, den Menschen der Geschichte, erlebt, hat die Schöpferkraft an sich selbst, d. h. Erlösung", für den wird die ganze Geschichte zu einer Schöpfung Gottes. Treibendes Motiv aber aller Schöpfung ist die Liebe.

So verbinden sich christlicher Geschichtsdeutung Logos und Eros. „Die Geschichte der Menschheit ist Religion, und Religion ist Schöpfung aus Geistesliebe." In einem dichterischen Überklang gibt Bornhausen zuletzt eine intuitive Zusammenfassung der schöpferischen Geistesgeschichte, des Ringens der in dem geschichtlichen Menschen Jesus am höchsten in die Erscheinung tretenden Schöpfung mit der Sünde und Kleinheit der Menschen. Er zeigt, wie immer durch Selbstsucht, Haß und Mißtrauen das Wirken Gottes in der Geschichte gestört wird, wie zuletzt noch im Weltkrieg die christliche Kultur zusammenbricht, wie alles Treiben der Menschheit ein „Nebeltreiben" gewesen ist und keine Schöpfung. Noch findet Bornhausen in der Person Jesu die Verheißung, daß dies Ringen nicht vergeblich sein wird, daß es nur eine Etappe zu dem unendlichen Aufstieg und dem Sieg des Geistes ist.

4

Offenbarung, Erlösung und Schöpfung sind die großen religiösen Formen, mit denen Bornhausen den Sinn der Geschichte deutet. Bei solcher Deutung der Geschichte muß wie bei jedem Versuch, zu der „Mär der Weltgeschichte" vorzudringen, eine prophetisch-künstlerische Kraft mitwirken, die von großem Persönlichkeitswillen getragen wird. Bornhausen hat das selbst ausgesprochen in einem Vortrag vorigen Jahres (vgl. Z. Th. K. 1930, 15 ff.). „Die Religionshistoriker sind die Seher der originalen Geistesgeschichte in ihrer bruchlosen Kontinuität." Die Aufgabe, in dem Strom des zeitlichen Geschehens die ewigen Symbole der Menschheit zu sehen, liegt darum nicht mehr in den Händen der Priester und Schriftgelehrten der Kirchen, nicht bei den Philosophen und Psychologen — sie alle haben gänzlich versagt. „Sondern die Geschichtsschreiber, die Dichter und Denker der Religionen haben fortan die Macht, die Wahrheit Gottes zu schauen und zu verkünden, die Wahrheit der Religion in ihrer geschichtsgestalteten Wirklichkeit." Darum behält alle derartige Arbeit einen stark subjektiven Einschlag. Darum muß sie immer von neuem vollzogen werden, wobei ihre Werthaftigkeit bestimmt wird von der Größe der Persönlichkeit, die sie vollzieht. Die Persönlichkeit, die allein berechtigt ist zu solcher Arbeit, muß zwei Faktoren in sich vereinigen. Sie muß einen ruhigen, klaren Blick haben für die Wirklichkeit, den Horizont dieses Blicks so weit wie möglich erweitert haben in intensivster, exakter Detailarbeit, und sie muß über eine Tiefe des Gemüts verfügen, die durch die großen Spannungen schwerster Lebenserfahrung geprüft und geläutert ist. Es gilt von solcher Persönlichkeit das, was Dilthey einmal von dem großen Dichter gefordert hat: er müsse mit den Mächten und Schmerzen seiner Zeit gekämpft haben, damit aus diesem Ringen die Tiefe des Lebens und der Lebenserfahrung erwüchsen. Diltheys Begriff von Metaphysik und Geistesgeschichte gibt Bornhausen die formale Voraussetzung seines geschichtsphilosophischen Sehens. Daß er zum ersten Male mit allem Ernst und letzter Konsequenz die große geisteswissenschaftliche Tendenz Diltheys für die Aufgabe der Religionsphilosophie fruchtbar gemacht hat, darin sehe ich die große formale Bedeutung seines Werkes.

Der Seher und Dichter, der die Sinngestaltung der Geschichte vollzieht, steht gleichzeitig im Schnittpunkt der objektiven Mächte, die inhaltlich sein Sehen bestimmen. Fragt man nach diesen Mächten in dem vorliegenden Werk, so wird man zunächst an die Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus gewiesen. Das optimistische Lebensgefühl, das mit Leibniz begann und das weltanschaulich in Goethe seinen höchsten Ausdruck gefunden hat: wie es auch sei, das Leben es ist gut — bildet auch das Grundpathos der Einstellung Bornhausens auf die Geschichte. Demselben Quellgrund entstammt das Verstehen der Geschichte als einer Entwicklung des objektiven Geistes, als einer Erziehung der Menschheit zum Logos und Eros. Dennoch konnten wir bei Bornhausen eine beachtenswerte Abweichung feststellen. Erlösung, Offenbarung, Schöpfung manifestieren sich ihm in erster Linie nicht in der Idee, sondern im Menschen, am sichtbarsten in der Person des Erlösers, dessen Gestalt im Zentrum schöpferischer Geistesgeschichte steht. So wird die große Intention Wilhelm Herrmanns in die idealistische Geschichtsmetaphysik hineingearbeitet und damit die Arbeit Schleiermachers zur eigentlichen Erfüllung gebracht.

Daß Bornhausen diesen Schritt vollziehen konnte, wo er die ungeheuer rätselhaften Tiefen geschichtlichen Geschehens im Weltkrieg in ihrem ganzen Ernst, in ihrer grausigen Irrationalität an sich selber unmittelbar erlebt hat, daß er diesen Schritt wagte angesichts einer umfassenden geistigen Zeitströmung, die entweder überhaupt müde und resigniert an der Problematik des Lebens verzweifelt oder sich dieser Problematik durch den berüchtigten „Sprung in das Absolute" entzieht, darin möchte ich die eigentlich geistesgeschichtliche Sendung und die kulturphilosophische Berufung seines Werkes sehen. Mag man im Einzelnen die Art, wie er die Dinge und Menschen sieht, hin und wieder tadeln. An der Grundintention des

Ganzen muß man entschieden festhalten. Nur auf solcher Basis läßt sich überhaupt heute schöpferische Arbeit tun. Nur so läßt sich überhaupt noch leben! Jede Bildung und Erziehung kann nur von solchen Voraussetzungen aufbauen. Daß in dem Verfall abendländischer Kultur, in dem Zeitalter der Technisierung und Mechanisierung alles Lebens, der leeren Sensation, der Herrschaft der Massen ein Frontkämpfer seine Stimme erhebt und sagt: Gott ist in der Geschichte — das haben wir Bornhausen zu danken. Sein Werk läßt das Goethe-Wort in unserem Lebensgefühl wieder neu erstehen: Wir heißen euch hoffen.

Hamdorf, Kr. Rendsburg Werner Schultz

Die geistigen Strömungen Japans

1. Exoterische Religiosität; 2. Nationalismus; 3. Verweltlichung; 4. Pantheismus; 5. Erlebnisreligion; 6. Gnadenreligion; 7. Ergebnis

1. Exoterische Religiosität

In jeder höheren Religion äußert sich die Religiosität in einem doppelten Querschnitt. Einmal als exoterische Religiosität für die Massen, als Volksreligion mit den Quanten der Lehren, Dogmen, Wunder, Riten und recht viel Sinnenfälligem arbeitend und nur mit dem Aberglauben Hand in Hand vorankommend. Daneben fließt der dünne Bach der esoterischen Frömmigkeit, die Religiosität der Wenigen, der Einzelnen, der Eingeweihten, eines Teiles der Kleriker, der Mönche und der Gebildeten, die innerlich und geistlich genug sind, ohne Dogmen, Riten, Wunder und Sinnenfälligem religiös freier zu atmen, und nur auf die Qualität des Innenlebens oder die Nachfolge des Stifters ihrer Religion Wert legen und dazu allenfalls Symbole zulassen. — Diese Kluft ist um so tiefer, einmal je abstrakter eine Religion ist und je ideellere und idealere Ziele sie steckt, sodann je mehr sie trennt zwischen Priester und Laien, zwischen Klerus und Weltlichen, zwischen Geweihten und Neulingen, wie es etwa im Katholizismus und Buddhismus üblich ist.

Das ergibt eine gewisse äußere Ähnlichkeit zwischen der japanischen buddhistischen und der westlichen katholischen Volksreligion, auf die jetzt hingewiesen sei. Wobei natürlich auch evangelische Parallelen keineswegs fehlen, aber doch mehr zurücktreten, wie das auch in Japan so empfunden wird. Der Querschnitt durch Japans Volksreligion, sowohl der schintoistischen wie besonders der buddhistischen, bietet ein sehr ähnliches Bild exoterischer Frömmigkeit, wie es in allen Religionen erscheint, bei uns am sinnenfälligsten im katholischen Volksleben. Heilige und Helfer als Mittler zwischen Menschenwelt und Gotteswelt werden in Bildern verehrt, so die 500 Lochans und viele japanische Gottheiten aus der Schintoreligion, ehemalige Helden und Heilige, ein immer erweitertes Pantheon, dessen jüngste Erwerbungen vom Abendland stammen wie Robert Koch, Pestalozzi und eben Edison, den japanische Elektriker in Osaka in ein schintoistisches Heiligtum auf den Altar gesetzt haben. Als Heilsmittel dienen verdienstliche Werke und deren äußere Hilfsmittel: Rosenkranz, Weihwasser, Glockenläuten, Wallfahrten, Ablaßkauf im Ablaßbüro, Bußopfer und Totenmessen, die in Japan sogar für Tiere gelesen werden, so für die im Weltkrieg gefallenen Pferde, kürzlich für die in einer Woche erschlagenen 5800 wilden Hunde in den Straßen der Hauptstadt, ein Totenakt, den allerdings die Polizei danach zur Wiederholung verboten hat als einer Kulturnation unwürdig! Sie hat aber nicht Einspruch erhoben, als man für die in Tokyo verspeisten Lachse oder vielmehr für deren Seelen ein Monument für 12 000 Yen errichtete! Dazu dann der Kultus mit besonderen Ähnlichkeiten: bunte Gewänder der Priester, die auch ohne Anwesende Messen lesen, sonst das durch eine Altarschranke zurückgehaltene Publikum als reiner Zuschauer. Reliquien, die ausgestellt und verehrt werden; als Gegenstück aufgehängte Weihgaben und Gliedernachbildungen als Dank für Genesung. Und dann der ganze volkstümliche Betrieb: Umzüge, Prozessionen, Fahnenweihen, Weihung von Motoren und Maschinen u. a. — Überhaupt erinnert einen die Volksfrömmigkeit stockkatholischer Bergländer sehr stark an die des Berglandes Japan: Quannon oder Tori stehen auf den Gipfeln der Berge, der Fuchsgott Inari oder eine Buddhafigur schmücken Wege und Wirtshausecke wie bei uns das Kruzifix; kleine primitive Inaritempelchen säumen den Weg zur Bergkapelle wie bei uns die Kreuzwegstationen; das Bonfest für die Toten, wo man kleine Schiffchen mit Lichtern den Fluß hinabgleiten läßt, erinnern an Allerseelen, mit den illuminierten Friedhöfen. Neuerdings versucht man den Geburtstag Buddhas am 8. April zu einem Volksfest wie Weihnachten bei uns auszugestalten, was nach den letzten Berichten dieses Jahres in Tokyo freilich mißlang, wo sich noch nicht 100 Personen am offiziellen Umzug beteiligten. — Natürlich kann alles dies gedeutet werden auf Durchdringung des Alltags mit Religion, aber es geschieht eben doch auf Kosten der Ehrlichkeit und Innerlichkeit, sei es rein automatisch durch allgemein menschliche Schwäche, sei es durch kluge Berechnung einer auf Herrschen eingestellten Geistlichkeit! Jedenfalls erinnert es an Dostojewski, der seinen Großinquisitor zu Jesus sagen läßt:

> Wir haben deine Tat verbessert und sind auf dem Wunder, dem Geheimnis und der Autorität aufgebaut. Und die Menschen freuten sich, daß sie wieder wie eine Herde geführt werden und daß von ihrem Herzen endlich das furchtbare Geschenk genommen wurde, das ihnen solche Qual bereitet hatte. Warum bist du gekommen, uns zu stören? —

Nun wollen wir vor dieser exoterischen Volksreligion Japans nicht hochgemut stehen und sagen, daß solcher Zwiespalt im Buddhismus grundsätzlich vorhanden sei und nur im evangelischen Christentum grundsätzlich überwunden werden könne durch Ernstmachen mit dem Vollchristentum der Nachfolge Jesu. Es ist sicher nur ein Gradunterschied abgestufter Art zwischen japanischer, katholischer und evangelischer exoterischer Volksfrömmigkeit, die faktisch bei allen dreien vorhanden ist und im Einzelnen wie in kleinen Gruppen überwunden und zur Esoterik erhoben werden kann. Uns kam es hier nur darauf an, dies Exoterische zu konstatieren. Überall da, wo eine Religion volkstümlich wird — und wo wollte und sollte sie das nicht? —, da wird sie Massenartikel, kommt ohne einen kräftigen Schuß Aberglauben nicht aus! Daß dieser Popularisierungsprozeß auf Kosten der Reinheit und Tiefe der esoterischen Gehalte geht, weiß Niemand genauer als die, die gewöhnt sind, an sich und Andere hohe innerliche Anforderungen zu stellen! Jeder esoterische Mensch wird diesen gesunkenen Querschnitt der Volksreligion mit Bedauern feststellen, wo er ihm auch begegne, wird wieder die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit empfinden, aber dem Werdegang der Popularisierung vielleicht selber sein Opfer bringen müssen und sich dabei erinnern, daß für Jesus und die Propheten alles Exoterische nur soweit Geltung hatte, als es Mittel zum Zweck ist, das Unfaßbare in würdiger und herzbewegender Form darzustellen. Der Missionar aber wird daraus die Lehre ziehen, daß er in seiner Verkündigung nur das Esoterische seiner Religion bringt und anbietet, es aber dem Popularisierungsprozeß des Christentums in fernen Landen und den Neuchristen dort überläßt, exoterische Formen sich zu schaffen, die nur von jenem eben gewonnenen Maßstab aus zu beurteilen und zu überwachen sind. Das gilt besonders auch gegenüber dem in Japan wie allerwärts gemachten Versuch, die Religion zum Werkzeug des Nationalen zu machen oder gar im Nationalismus und Patriotismus einen Religionsersatz zu schaffen.

2. Nationalismus

Dieser Versuch oder doch wenigstens der, die Religion dem Nationalen und Patriotischen unterzuordnen, sie ihnen einzubauen oder zu Vorspanndiensten heranzuziehen, ist ja heute eine Weltgefahr für die Religion. China hat seine Jahrtausend alte Konfuziusverehrung durch die des Sun ersetzt, des Vaters der Revolution, der kein esoterischer, vielleicht nicht einmal ein exoterischer Christ war. — Ein hochstehender Inder, ein Hindu, klagt: Politik ist bei uns die Religion der besten Köpfe des Landes geworden! — Rußland ersetzt das Christentum durch Leninverehrung bis in die sogenannten „roten Ecken" seiner Schulen hinein. — Italiens Diktator erhebt den Anspruch auf staatliches Erziehungsmonopol mit nationalistischer Schulreform. — In Deutschland erheben Ehepaar Ludendorff die Mythologie der Edda, freilich pantheistisch und selbsterlöserisch gedeutet, zum Fundament ihrer nationalen und staatspolitischen Ziele. — Aber in Japan geht man noch weiter: man trennt eine alteingesessene Religion, als ausgesprochene Religion bisher geübt und anerkannt, Natur und Ahnendienst umfassend, in zwei Teile, löst den einen ab vom Gebiet des Religiösen und erniedrigt ihn zum bloßen Loyalitäts- und Höflichkeitsakt vor Staat und Krone und setzt das unserm Hutabnehmen vor den Repräsentanten und Symbolen des Staates gleich!

Japan ist ja seit 1868 ein religionsloser Staat, aber de facto ist Schinto Staatsreligion. Dazu trennte man ihn in einen Staatsschinto, etwas über tausend Schreine umfassend mit staatlich besoldeten Priestern, alles dem Innenminister unterstellt, und einen Volksschinto, in dessen viel tausend Schreinen Priester von den Gaben der Gläubigen leben müssen, das Ganze dem Kultusminister und seinem Religionsbüro unterstellt, genau wie das Christentum auch. Von jenem Staatsschinto erklärte eben erst wieder der Außenminister Adaschi, es sei keine Religion, Schreine seien nur Repräsentanten der Staatsidee, Kultus in ihnen sei samt Gebet und Verbeugung reiner Loyalitätsakt. Damit will man den Gebildeten, den Wissenschaftlern, den Beamten aus allen Religionen, auch den christlichen, die Teilnahme an diesen bisher religiös aufgefaßten Feiern ermöglichen und das offizielle Hinführen von Soldaten und Schülern zu solchen Schreinen begründen und rechtfertigen. So dient hier eine früher ausgesprochen religiöse, nun dessen entkleidete Feier als Unterbau für Staat und Monarchie und wird zum Schibbolet für Nationalismus und Patriotismus.

Wie streng man in diesem Punkt vorgeht, zeigen zwei Beispiele. Kürzlich leugnete der Professor Inuye als Historiker die Echtheit der zwei angeblich von der Sonnengöttin stammenden Kroninsignien Schwert und Spiegel im Heiligtum Ize; er wurde daraufhin genötigt, aus dem Herrnhaus auszutreten, ebenso aus der Akademie der Wissenschaften, und auf seinen Professorentitel samt Pension zu verzichten. — Und im vorigen Jahr verhaftete man 380 Mitglieder einer Schintosekte, die behauptete, alle Menschen stammten von den Göttern ab, womit sie der göttlichen Majestät des Kaisers zu nahe getreten seien! Sie wurden als Verbreiter gefährlicher Gedanken eingekerkert. — Freilich: noch ist das japanische Volk in der Öffentlichkeit in überwiegender Mehrzahl kaisertreu und monarchisch und tief religiös, und versteht meist diesen angeordneten Religionsersatz gar nicht und macht die Feiern noch ganz im alten Sinn mit; aber die Zahl derer wächst, die als Wissenschaftler, als amerikanisch-demokratisch Beeinflußte, als sozialistische Arbeiter anders denken, ohne es laut sagen zu wollen.

Wir reden von solcher Entwertung des Religiösen als von einem Frevel, wenn Religion in das Völkische zweckdienlich verlagert und ein Macht- oder Werbe-Mittel wird für wesensandere und ihr unterzuordnende Dinge und Gebiete. Wir meinen, wer das Nationale, Vaterländische zu letztem Maßstab und Norm seines Urteilens, Handelns und der religiösen Einstellung macht, der hat die Tiefen des Christentums nicht erfaßt und das Wesen der Mission mit ihren Hintergründen und Zielen nicht verstanden!

Hier liegt eine christliche Aufgabe an Japan vor, das Religiöse wieder autonom zu gestalten und ihm das gesunde Nationale einzubauen, aber im Konfliktsfalle sehr deutlich zu sagen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Mir scheint selbst Utschimura, der eben verstorbene japanische Theologe, nicht die christliche Tiefe erfaßt zu haben, wenn er zwei Brennpunkte seiner seelischen Haltung nennt, zwei Jod, wie er sagt, Jesus und Japan, also Christentum und Patriotismus gleichordnet. Es ist vielmehr ein untergeordnetes Verhältnis zwischen beiden, so wie es etwa Kagawa empfindet, wenn er aus dem Geist Christi heraus neue Menschen und damit neue Staatsbürger im Ethischen und Sozialen schaffen will, ehe sie der Kommunismus religiös und national entwurzelt.

3. Verweltlichung

Damit ist der dritte Querschnitt im japanischen Geistesleben angedeutet, die antireligiöse Verweltlichung mit ihren Abstufungen Materialismus, Atheismus, Kommunismus, eine Weltbewegung voll Verneinung der Religion und darum eine Weltgefahr in allen Kontinenten.

Japan ist seit 1870 ein getreues Spiegelbild des Westens, nur daß es meist um 10—20 Jahre nachhinkt, bis der Reflex dort wenigstens an der Oberfläche erscheint. So drang seit 1900 etwa die westliche Naturwissenschaft ein und löste religionsfremde und religionsfeindliche Stimmung aus, was aber nicht hinderte, daß man den Schintokult auch vor der erwähnten Trennung als religiös-vaterländischen Akt mitmachte. Dann flutete die säkulare Welle weit über Japan; der technische Geist, der sportliche Geist, der mondäne Geist, der Mammonsgeist griff um sich; der kommunistische Geist pochte von Rußland her an die Geistestore Japans und wirbt nun um die Arbeiter und studierende Jugend vornehmlich. Eine Umfrage unter einigen tausend Studenten über ihr weltanschaulich-religiöses Bekenntnis ergab kürzlich, daß 8 sich zum Schinto bekannten, 50 zum Buddhismus, 60 zum Christentum und 4500 sich religionslos nannten! Das soll gewiß nicht zu einer Statistik verwertet werden, aber man kann doch fragen, wieviel von diesen sich stolz und fröhlich als religionslos Bekennenden werden marxistisch-kommunistisch denken? Wir ahnen hier den Geisteskampf, der heute unterirdisch in Japan geführt wird*), wie wir ihn in Rußland oberirdisch miterleben. Er versteckt sich im Polizeistaat Japan unter äußerlich loyaler Staatsgesinnung und unter dem allgemein üblichen religiösen Anstrich, der die Volks- und Familienfassade dort weithin schmückt und so lieblich erscheinen läßt. Denn auf gefährliche Gedanken steht Verhaftung und auf verfassungsändernde Ideen seit 1928 durch eine Notverordnung die Todesstrafe.

Was stürmende Jugend und entrechtete Arbeiter und Pächter beim Marxismus und Kommunismus anlockt, ist dort wie überall die Aussicht auf Neuordnung der Dinge im Lande und in der ganzen Welt, ist die genau umrissene Kenntnis des Feindes: Kapitalisten und Bourgeois, ist eine Zukunftshoffnung auf ein Allheilmittel gegen Nöte der Jetztzeit. Dazu kommt, daß allgemein menschlich der Haß leichter ist als die Liebe, Auflehnung leichter als Zusammenarbeit, besonders wenn man als Musanto, als Nichthabender, wie sich die Arbeiterpartei früher nannte, bei der ganzen Sache nichts riskiert.

Aber auch das Christentum, dieser ebenfalls westliche Import, hat als diametraler Gegensatz Gewalt über

*) Vgl. J. Witte, Japan zwischen zwei Kulturen. Leipzig, J. C. Hinrichs 1928. (19.50, geb. 21.50 M. Vgl. CW 1928, 14, 666. D H)

die Intellektuellen, Hochstrebenden und Arbeiterführer in Japan; auch hier finden sie eine starke Siegesgewißheit, auch hier trennt man die Welt in zwei Lager, in Gläubige und Ungläubige, und kennt damit den Angriffspunkt des geistigen Ringens, auch hier ist eine Zukunftshoffnung in Gestalt eines nicht genau zu beschreibenden Reiches, des Reiches Gottes, und ein Idealheilmittel für Gegenwart und Zukunft.

So haben wir in Japan eine nicht zahlenmäßig festumrissene Masse von Hochstrebenden, besonders von Studenten und Arbeiterführern, die vielleicht noch neutral und unentschieden zwischen beiden Extremen stehen, deren Verheißungen und Kräfte stark werben; beide sind westliche Importe und damit allen fortschrittlichen und neuerungssüchtigen Japanern sympathisch, beide erscheinen ihnen belastet, das eine mit Kapitalismus und Imperialismus, das andere mit russischem Terror. Erst die Zukunft wird zwischen beiden entscheiden, in Japan so gut wie allerwärts, bloß daß dort der Kampf mehr unterirdisch gärt, was vielleicht das Schlimmere und Gefährlichere ist.

Ende vorigen Jahres tagte in Japan der Kongreß für Pacific Relations, wo man merkwürdigerweise über Christentum, Mission und YMCA so gut wie gar nicht sprach, sondern nur politische, wirtschaftliche und Rassenfragen erörterte, obwohl doch die Mission und der YMCA die stärkste Beziehung, an Menschenmaterial, an investiertem Kapital und an Geisteskräften, im Austausch zwischen den Ländern an der Pacific darstellen*). Bezeichnend ist, daß dieser Konferenz ein pensionierter Eisenbahndirektor Nagao ein Buch vorlegte unter dem Titel: „Maschinenzeitalter und Religion". Darin stellt Verfasser Marx und Jesus, beide palästinensischer Abstammung, einander gegenüber und kritisiert die unzulänglichen Maßnahmen, die die japanische Regierung bisher gegen den Marxismus unternommen hat. Zuerst das Wecken des nationalen Gedankens, Neubelebung von Schinto und Buddhismus und konfuzianischer Staats- und Familientugenden; aber die Jugend sei heute diesen Traditionen längst entwachsen! Dann begann die Regierung die gewaltsame Offensive gegen gefährliche Gedanken, ging mit Absetzung von Lehrkräften, Verhaftungen, Kerker vor; doch das praktische Vorbild des Westens und die reine Vernunft lehrten, daß Märtyrer schaffen einer Sache nur Vorschub leistet! So kommt er zu dem Ergebnis, daß ganz andere Mittel und Wege zu Hilfe genommen werden müssen; er fordert, der marxistischen Gefahr durch Mobilmachung ihres größten geistigen Gegners zu begegnen: Jesus überwinde Marx! — Gegen diesen Ausweg haben wir gewiß nichts einzuwenden, bloß gegen die falsche Adresse! Denn keine Konferenz wird diese Entscheidung bringen, am allerwenigsten die für Pacific Relations, wo man denn ja auch mit peinlichem Schweigen über sie hinwegging. Aber die Alternative auch für Japan hat Verfasser deutlich gesehen und laut werden lassen.

Eher könnte eine neue geistige Welle, die jetzt vom Westen aus anwächst, auch in Japan die Entscheidung zwischen beiden Ringern fördern, ich meine die anwachsende metaphysische Welle. Der Materialismus beginnt bei uns in den Köpfen der Philosophen und Naturwissenschaftler zu erblassen und aus denkenden und forschenden Gehirnen mehr und mehr zu verschwinden (er ist ja auch die Weltanschauung einer gewissen Primitivität!). Das naturwissenschaftliche Denken kreist heute schon mehr um Kraft, Geist, Vitales, als um bloße Materie. Man ahnt, um mit Buddha zu reden: „es gibt, ihr Jünger, ein Ungeborenes, ein Ungewordenes, nicht Gestaltetes, nicht Gemachtes!" — oder um mehr biblisch zu reden: es gibt ein Reich des Geistes, und eine Kraft des Geistes und eine Herrlichkeit des Geistigen, unnahbar, unerforschlich! — Wenn diese Welle Japan mehr und mehr erreicht haben und sich dort ausbreiten wird, dann ist Japan auf den Weg zu Jesus gegen Marx getreten, aber es steht doch ganz am Anfang dieses Weges, denn diese westliche metaphysische Erkenntnis endet meist nur im Pantheismus — und das ist nicht Christus!

Berlin-Charlottenburg Theodor Devaranne

(Schluß folgt)

*) Young Men Christian Association = Christliche Jung-Männer-Vereinigung, amerikanischen Typs. DH

Die dialektische Theologie auf dem Dorfe

Um es gleich zu sagen: ich bin der dialektischen Theologie für Manches zu bleibendem Danke verpflichtet. Aber als Ganzes erweist sie sich mir am Prüfstein des Dorfpfarramtes als unbrauchbar. Die jungen Dialektiker die in den Seminaren so glänzend zu fechten verstehen, werden einer Dorfgemeinde gegenüber bald die Waffen strecken. Das ganze Arsenal neugeprägter Begriffe hilft einem da nichts, gar nichts.

Es ist hier nicht beabsichtigt, in eine gelehrte Auseinandersetzung mit dieser Theologie einzutreten. Das geschieht ja schon seit Jahr und Tag in Kollegs und Seminaren, auf „offenen Abenden", Freizeiten, Pfarrkonferenzen, in theologischen Zeitschriften, gelehrten Abhandlungen und Büchern. Es seien hier nur einige ganz nüchterne Beobachtungen gebracht. Denn ich bin ja kein Universitätsprofessor, sondern nur einer „vom Lande", somit jedoch einer vom „größeren Haufen" der deutschen Theologen (wenn anders auch die Landpfarrer als Theologen gelten).

Mich belehrt die Praxis — das ist etwa: der tägliche Umgang mit Bauern und Bergarbeitern, die Predigt auf einer Dorfkanzel, die Seelsorge an Kranken- und Sterbebetten, der Unterricht und Kindergottesdienst vor teils stupiden, teils verwahrlosten Kindern, das tägliche Überlaufenwerden durch Gesuchsteller und Ähnliches — daß die dialektische Theologie hierbei keine Hilfe, sondern ein Hemmnis ist; daß ich über die Köpfe der Leute ins Leere predige, daß ich eine gläserne Wand aufrichte zwischen mir und ihnen: sie sehen mich reden, aber sie verstehen mich nicht. Diese Leute — ob es anderswo vielleicht anders ist? — verstehen die Sprache der dialektischen Theologie nicht. Aber sie sollen mich doch verstehen, wozu bin ich denn sonst hier? Begriffe, die einen als stud. theol. dereinst so berauschten, sind plötzlich wertlos geworden: Entscheidung, Anspruch, Existenz, konkrete Situation, Hohlraum, Senkrechte von oben, dialektisches Schweben; Sprung ins Bodenlose, das ganz Andere usw. Auf den theoretischen Rausch folgt ein gründlicher praktischer Katzenjammer. Aus den spekulativen Wolken fühlt man sich heruntergezerrt und steht etwas benommen und hilflos auf einem Ackerboden, der sehr kräftig nach Wirklichkeit riecht. Den Einwand, daß all diese Begriffe selbstverständlich primär nicht für ein Bauernhirn gedacht seien, will ich gar nicht hören. Sie müßten sich vereinfachen lassen, man müßte sie sozusagen in eine leichtere Tonart transponieren können. Aber das kann man nicht. Denn es sind ja nicht die Worte, die unverständlich bleiben müssen, sondern die Sachen. Es ist die ganze Theologie als solche, die bei diesen einfachen, ungebildeten, aber deshalb auch unverbildeten Menschen auf Ablehnung, weil auf Nichtbegreifen stößt, stoßen muß.

Ein Bergarbeiter, der um kargen Lohn 8 Stunden in schwerster Arbeit unter Tage Kohlen fördert, abgeschnitten von Luft und Sonne, stets umlauert vom Tode des Verschüttetwerdens, des Erstickens, des Verbrennens, der dann nach zweistündiger Fahrt in muffigem Auto nach Hause kommt, um sich endlich — nicht zur Ruhe, sondern auf die noch wartende Feldarbeit begeben zu können, der glaubt wohl eher als ein Anderer, daß Gott ihm ferne ist: aber gerade darum will er heraus aus dem Finstern — „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!" — gerade darum muß ich für ihn am Sonntag (wenn er überhaupt zur

Predigt kommt) Gedanken der Hoffnung, der Aufmunterung, der Freude haben. Vergebens suchte ich jedoch im dialektischen Schrifttum nach hellen, frohen Gedanken. — Der Bauer, der heute so hart ums Dasein ringt, in dessen kummervolles Gesicht ich jeden Tag schaue, auch er steht still vor der unbegreiflichen Majestät Gottes, der ihm in wenigen Minuten die Ernte eines Jahres vernichtet. Aber er kennt seinen Herrgott auch noch, immer noch von der anderen Seite und würde es nicht begreifen, wie ein Mensch Sonntag um Sonntag vom Gericht sprechen könnte. — Ein Sterbender in seiner Angst sucht Trost, denn er sieht den Abgrund zwischen sich und dem Richter nur zu deutlich. Soll ich die Kluft noch mehr aufreißen, ihn in das strenge, kalte Antlitz des Gottes der dialektischen Theologie blicken lassen? — Und soll ich meinen Schülern verbieten zu singen: „Freuet euch der schönen Erde, denn sie ist wohl wert der Freud ..." oder gar das: „Geh aus mein Herz und suche Freud ..."? Soll ich ihnen sagen, das sei alles fragwürdige Kreatur, versehen mit negativem Vorzeichen? Das verstehen sie nicht. Zum Glück verstehen sie es nicht. Aber wenn wir einen Gang durch den Frühling machen und singen: „Du bist die Liebe, guter Gott, mir sagt es, was ich schau, der Morgenstern, das Abendrot, das Gräslein auf der Au" — das verstehen sie.

Das Einfache, das Schlichte und dann das Frohmachende, das Tröstliche findet sofort den Weg zum Verständnis des Dorfbewohners, er sei klein oder groß. Darum scheitert der Dialektiker, der einherstampft in der schwerfälligen Rüstung einer orakelhaften Sprache, schon allein an dieser seiner Sprache. Er bleibt ein Fremder unter diesen so unkomplizierten Menschen mit ihren unglaublich primitiven geistigen (und geistlichen!) Bedürfnissen. Schon das allein spricht wider eine Theologie, die nicht volkstümlich zu reden vermag. Jesus konnte es. Man versteht ihn auch heute noch auf dem Dorfe. Aber die Botschaft der dialektischen Theologie ist in Geheimschrift geschrieben, deren Dechiffrierung selbst ihren Jüngern nicht immer gelingt. Warum auch einfach reden, wenn es kompliziert geht! Einer meiner Universitätslehrer warf einmal im Hinblick auf die schweren Gedankengänge der neuesten Theologie die etwas bissige Bemerkung hin: „Sie sind wie nichtsnützige Jungen, die so lange im klaren Wasser herumrühren, bis es trübe und undurchsichtig ist. Das Undurchsichtige halten sie dann für etwas Geheimnisvolles." O, ihr Herren, wie heilsam wäre euch die Landluft! Wie notwendig die Predigt auf der Dorfkanzel, wenn zu euren Füßen der Kirchenschlaf sich für eure unverständliche Sprache boshaft rächt! Wenn man hier nicht den Leuten „aufs Maul" sieht, ist die ganze Predigtarbeit ein fruchtloses Beginnen.

Aber mehr noch als dies vielleicht nur Äußerliche! Wenn man es irgendwo fühlt, daß diese Theologie sich verstiegen hat, dann auf dem Lande. Die Natur mit ihrer Schönheit und mit ihrem Vergehen (dem stets ein Werden folgt), die Natur in ihrer Unmittelbarkeit, mit „Morgenstern und Abendrot und Gräslein auf der Au", mit „Donner, Blitz, Dampf, Hagel, Wind" zeigt mir einen anderen Gott; zwar manchmal auch einen zornigen, aber dann doch wieder einen ganz anderen: „du bist die Liebe, guter Gott ...". Der Erde näher und dem Himmel, regt sich die Freude und das Lebensgefühl wieder und fragt nicht mehr danach, ob ihr das Hybris nennet. Die Menschen um mich herum mit ihrem zähen Fleiß und in ihrem Kampf wider einen kargen Boden, mit ihrem Glauben, daß dennoch Wachstum und Gedeihen nicht in ihrer Hand stehe; die Menschen in ihrer Wirklichkeit mit ihren Fehlern und Vorzügen; die Menschen endlich in ihrem Verlangen nach Freude — die Menschen eben, wie sie sind und nicht wie sie sein sollen, sie reißen einen gewaltsam heraus aus dem Wust theologischen Denkens, zeigen einem die Wichtigkeit der Ethik neben der Dogmatik und unterrichten einen ungefragt in Religionspsychologie, falls man sie auf der Universität aus Verachtung bei Seite gelassen hat. Diese Menschen haben freilich wenig geistige und geistliche Bedürfnisse; aber doch nicht wenig genug, um sich Sonntag für Sonntag mit dem Grunddogma: Gericht und Gnade abspeisen zu lassen. Sie werden dieser Monotonie überdrüssig. In Beethovens IX. Symphonie erhebt sich nach dem düstern, erdrückenden Moll eine Stimme:

O Freunde! Nicht diese Töne!
Sondern lasset uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!

Sehet, ihr Theologen der Krisis, ihr habt das Lachen verlernt! Kalt und fern ist der Gott eurer Verkündigung, er zerschmettert, statt zu erheben. „Ihr erstickt das Leben, das in uns angelegt ist. ..." (Nr. 6 Sp. 249.) Fühlt ihr nicht die Anklage in diesem erstickten Ruf eines jungen Menschen? Wieviel unnötige Seelenangst hat die dialektische Theologie hervorgerufen! Es gibt auch nötige! Aber muß der Abstand zwischen Gott und dem Menschen auch noch von Eiferern gewaltsam vergrößert werden, die uns nichts anderes sagen können als Gericht und Ferne? „Laßt alle Hoffnung fahren ..."? Gewiß, wir kennen das Dunkel. Aber wir wollen nicht darin umkommen, wir wollen zur Sonne. Die Sonne ist doch da irgendwo hinter den schwarzen Wolken! Aber nun hängt ihr uns Bleigewichte an, daß wir im Dunkel bleiben. Habe ich mich schon als Student aufgelehnt gegen dieses „große, auslöschende Dunkel", das die neutestamentliche Verkündigung Lügen straft, so mußte ich mich in der konkreten Situation des Dorfes gegen diese Theologie entscheiden. Ich glaube, daß Gott ein ganz Anderer ist, als die Dialektiker sagen. Wenn ich des Morgens über die dampfenden Felder gehe und sehe, wie die Sonne die Nebel zerteilt, so verspüre ich in diesem gleichnishaften Geschehen einen Hauch seines Geistes. „Weicht, ihr Trauergeister!" Der selige Johann Franck möge mir verzeihen, wenn ich damit die Schemen der Theologie der Krisis meine!

Hüffler, Pfalz Wälter Mannweiler

Nationalsozialismus

1. Historisch gesehen

Dieser und zwei folgende Artikel sollen den Auftakt zu einer Diskussion über jene Bewegung bilden, die nicht nur als geistige und politische Erscheinung symptomatisch für unsere Zeit und für unseren mit der Wirtschaft aufs engste verflochtenen politischen Zustand ist, sondern zugleich ein scheinbar zwangsläufiges Phänomen innerhalb des historischen Ablaufs unserer Epoche darstellt. Es kann an dieser Stelle nicht darauf ankommen, gegen den Nationalsozialismus zu polemisieren. Es gibt über ihn eine solche Fülle mehr oder weniger guten Materials, daß es sich erübrigt, etwa in neuer Form schon Gesagtes zu wiederholen. Woran mir vielmehr liegt, ist, die psychologischen, soziologischen und weltanschaulichen Voraussetzungen zu untersuchen, und zwar historisch, als wenn ich mich im Jahre 1980 als Historiker mit dem Zustand unserer Zeit zu befassen hätte.

Eine Vorbemerkung sei gestattet.

Der evolutionären Kraft, die der Bewegung als solcher innewohnt, muß man, will man ihr gerecht werden, Respekt entgegenbringen, einer Kraft, die ihren stärksten Ausdruck in dem gewaltigen Auftrieb an Jugend und begeisterter Hingabe in der Masse der Gläubigen findet. Um so merkwürdiger mutet es einen Objektiven, der für solche Kraft und Begeisterung Sympathie zu empfinden in der Lage ist, an zu sehen, wie eben jene positiven Kräfte von der Führung fehlgeleitet werden. Der Nationalsozialismus hätte unter anderen Voraussetzungen innerhalb der eigenen Partei im soeben vergangenen Winter zu

einem großen Erfolg führen können. Die Entwicklung der letzten Wochen scheint jedoch darauf hinzudeuten, daß die evolutionäre Kraft sich schon zu verlieren beginnt. Die Ursachen hierfür muß man vor allem in drei Tatsachen suchen. Der nationalsozialistischen Partei fehlt 1. der Führer, 2. der Gedanke und 3. der Feind.

2. Der Führer

Adolf Hitler ist ein Mann, der über ungewöhnliche Eigenschaften verfügt. Diese würden ihn, gäbe es über ihm einen wirklichen Führer, zu dessen rechter Hand machen. Es fehlen ihm aber die Eigenschaften, die die tatsächlichen Voraussetzungen zum Führen sind, nämlich die strategischen. Er ist ein Redner von faszinierender Rhetorik. Er ist ein Organisator großen Stiles. Er ist ein kluger Psychologe, der sich nicht von geistigen Verlockungen hinreißen läßt, sondern die Menschenmassen da erfaßt, wo sie am leichtesten und am stärksten zu packen sind: beim Gefühl und bei dem Wunsch, in prägnanten Formulierungen allgemeine Wahrheiten zu hören. Zudem verfügt Hitler über persönlichen Mut, eine außerordentliche Begeisterungsfähigkeit und eigene glühende Gefühle. Um jedoch Führer — im Sinne eines Perikles, Napoleon, Freiherrn vom Stein, Lenin — zu sein, fehlt ihm das, was einem Mann, der an der Spitze steht, die persönliche Sicherheit in sich selbst gibt: Kälte in der Analyse — vor allem sich selber gegenüber —, Härte bis zu Rigorosität, Vorurteilslosigkeit in großen Entscheidungen, ruhiger Ernst bei der Betrachtung der Dinge und jenes Maß von innerer Einsamkeit, das Unabhängigkeit und zähe Energie gibt. Zudem scheinen Hitler elementare Kenntnisse der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse und der Geschichte zu fehlen, über die ein Führer verfügen muß, ohne daß er damit einen Ballast hinderlichen Wissens mit sich herum zu schleppen braucht.

Hitlers Buch „Mein Kampf" ist bei aller Gedehntheit und Schwerverdaulichkeit des Dargestellten eine Fundgrube psychologischen Materials über diesen Mann und infolgedessen interessant für Jeden, der Hitler, zu dem heute einige Millionen Menschen gläubig aufblicken, aus sich heraus kennen lernen möchte. In der eigenartigen Mischung von Politik, Gefühl und Glaube möchte man Adolf Hitler mit Thomas Münzer vergleichen.

3. Der Gedanke

Zerlegen wir den Namen der Partei, der ja ein Etikett des der Bewegung zu Grunde liegenden Gedankens sein soll, so müssen wir zuerst feststellen, daß Sozialismus in den Maximen der Partei nicht enthalten ist. Sozialismus weder in der ursprünglichen Form des Saint-Simonismus noch in der erweiterten theoretisierten des Marxismus, noch in der praktifizierten des Leninismus. In ihrem Wortsozialismus liegen vielmehr für diese Sozialisten Gefühlswerte, die weder mit den wirtschaftlichen noch den soziologischen noch den politischen Gedanken des konsequenten Sozialismus irgend etwas zu tun haben. Es sind das ideale Anschauungen über soziales Wesen, soziale Ordnung und soziale Hilfe, die mit Sozialismus etwa so viel zu tun haben wie ein Wohltätigkeitsverein mit Lenin. Wie der Name Nationalsozialismus zu Stande gekommen ist, dafür gibt es zwei Möglichkeiten: die eine, daß man angesichts der sich in der Vorkriegs- und Kriegszeit siegreich durchsetzenden sozialistischen Ideen es für die geistige Konjunktur richtig fand, diesen Gedankengängen zuliebe den Begriff zu übernehmen; die andere, daß die Gründer des Nationalsozialismus, selbst ein wenig in Berührung gekommen mit dem Marxismus, diesen auf eine andere Bahn lenken wollten. Was gegen die letzte Annahme spricht, ist vor allem, daß sich im Partei- und Wirtschaftsprogramm eine absolute Unkenntnis der sozialistischen Ideen widerspiegelt, und daß z. B. ein in der Bewegung so führender Mann wie Dr. Frick auf den Einwurf eines Sozialdemokraten hin, man könne bezweifeln, ob er, Frick, der so viel über den Marxismus herziehe, jemals ein Buch von Marx oder über den Marxismus gelesen habe, antwortete: Allerdings nicht, das habe er auch gar nicht nötig, er kenne den Marxismus zur Genüge, da er Marxisten kenne. Die Diskrepanz zwischen Nationalsozialismus und Sozialismus offenbart sich ganz besonders stark, seit die nationalsozialistische Partei durch die Wahl vom 14. September zu einem innerpolitischen Faktor gewachsen, sich genötigt sieht, zu handeln und klar Stellung zu nehmen. Abgesehen davon, daß der Nationalsozialismus in vielen Fällen während der letzten Monate eine deutliche antiproletarische Stellung einnahm, — sowohl kultur- wie sozial- wie finanzpolitisch — sei vor allem darauf hingewiesen, daß der Nationalsozialismus die stärkste und jahrzehntelang einzige Waffe des arbeitnehmenden Proletariats gegenüber dem Arbeitgeber, den Streik, grundsätzlich ablehnt, auch wenn sich die NSDAP gelegentlich z. B. beim Berliner Metallarbeiterstreik, aus parteitaktischen Gründen auf die Seite der Streikenden stellt.

Auch bei dem „National" dieser Begriffsassoziation herrschen die Gefühlswerte vor. Auch hier gibt es keine eindeutige Klarstellung des Beabsichtigten etwa wie bei der Deutschnationalen Partei. Das National des Nationalsozialismus bedeutet vielmehr eine allgemeine Gefühlsorientierung nach der nationalen Seite des politischen Lebens hin, das Eintreten für nationale Würde, nationale Kultur, Vaterlandsliebe usw., also Begriffe, die ohne konkrete Formulierung nichts weiter sind als allgemeine Appelle an das Gefühl. Und selbst in dieser Betonung des Nationalen ist sich der Nationalsozialismus nicht treu, wenn er in einer ziemlich würdelosen Weise mit dem gänzlich andersgearteten italienischen Faschismus liebäugelt, oder wenn er in Fragen: Tirol, Schleswig-Holstein, Saargebiet seiner eigenen Macht zu liebe geradezu den nationalen Interessen und Wünschen entgegen entscheidet. Es läßt sich die zu Grunde liegende Ideenlinie kaum verfolgen. Es begegnet einem eine Fülle allgemeinster Gedanken, wie sie sich zum Teil in jedem Lesebuch jeder Nation finden, zum anderen Teil aber, vornehmlich wenn es sich um Konkreteres handelt, einander vielfältig widersprechen, indem sie teils für den Privatbesitz teils gegen ihn, teils für das Proletariat teils gegen es, teils für das Individuum teils für das Kollektiv — als Prinzip —, teils für die Monarchie teils gegen sie, teils für Verständigung teils gegen sie, teils für Fortschritt teils für Reaktion sprechen: man muß einfach darauf verzichten, die Prinzipien und die Konstruktionen des Parteiprogramms zu analysieren. Ein fixierbarer Gedanke liegt der Bewegung nicht zu Grunde.

4. Der Feind

Der Feind des Marxismus ist der imperialistische, national orientierte, international zusammenarbeitende Kapitalismus. Nur mit dieser Bewegung, die auch auf eine Neuorganisation des wirtschaftlichen und politischen Lebens hinstrebt, läßt sich der Nationalsozialismus vergleichen, nicht dagegen mit den anderen mehr oder minder konservativen bürgerlichen Parteien. Naturgemäß müßte der Nationalsozialismus — trotz seines halb sozialistischen Namens — seinen alleinigen Gegner im Marxismus finden. Das ist jedoch nicht der Fall, wenn auch, wie gerade in den letzten Monaten, die Marxisten-Gegnerschaft stärker betont wird. Die Feinde des Nationalsozialismus sind Alle, die nicht für ihn sind. So in den letzten Monaten vornehmlich das Zentrum und die Deutsche Volkspartei. Eine konsequente Gegnerschaft gegen den Marxismus ist dem Nationalsozialismus schon deshalb unmöglich, weil er ja grundsätzlich, genau wie der Marxismus, ein Gegner des Kapitalismus sein will. Durch diese Stellungnahme stellt sich der Nationalsozialismus neben den Marxismus gegen das die Privatwirtschaft schützende Bürger-

tum. Da der Nationalsozialismus aber auch auf diesem Gebiet die Konsequenz nicht durchhalten kann, weil die große Masse seiner Anhängerschaft sich aus dem mehr oder weniger besitzenden Kleinbürgertum und der bürgerlichen Jugend rekrutiert, setzt er sich, indem er ein Kompromiß mit dem Kapitalismus gegen das Judentum, also gegen ein auf einer ganz anderen Ebene zu suchendes Objekt schließt, wiederum in Gegensatz zum Marxismus, ohne damit das privatwirtschaftlich orientierte Bürgertum versöhnen zu können. In Ermangelung einer grundsätzlichen Gegnerschaft wirft sich der Nationalsozialismus auf Spezialfeinde: Judentum, Zinsknechtschaft, einzelne Kunst- und Kulturbegriffe. In der Allgegnerschaft verzettelt sich seine evolutionäre Kraft. Diese unstrategische Kampfesmethode und innerlich inkonsequente Führung begreift sich allein aus dem Richtung gebenden Ziel der Partei: Machtergreifung. Daher auch die zumeist opportunistische Taktik. Und hieran wird, wenn dieses Ziel nicht erreicht wird, die Partei scheitern, an der Enttäuschung der Vielen, denen immer wieder gesagt worden ist: „Wir wollen die Macht!"

6. Wer ist Nationalsozialist?

„Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" — wie das „sozialistisch" auf dem programmatischen Gehalt der Bewegung hindeuten soll, so soll auch das „Arbeiter" einen Wesenszug kennzeichnen und zugleich aussagen, daß die Partei sich an die proletarische Masse wendet.

Im Wesentlichen aber setzt sie sich aus Bürgerlichen zusammen. Das ist durch zwei Tatsachen bewiesen: 1. Bei der Wahl vom 14. September gaben alle bürgerlichen Parteien außer dem Zentrum an die NSDAP ab, während die beiden proletarischen Parteien SPD und KPD ziemlich unbehelligt blieben. 2. Die kürzlich vollzogenen Betriebsratswahlen der Arbeiterschaft bringen in den meisten Fällen absolute Siege der Christlichen und Freien Gewerkschaften und der kommunistischen Gewerkschaftsopposition, während die Nationalsozialisten nur ganz geringe Wählerzahlen aufbringen. Ferner: Wer nationalsozialistische Versammlungen besucht hat, weiß, daß beim Publikum fast überhaupt keine proletarischen Gesichter zu sehen sind. Die Führer der Partei sind bürgerliche Zivilisten oder ehemalige Offiziere: Hitler, Rosenberg (Chefredakteur des „Völkischen Beobachters", nicht Jude, sondern baltischer Herkunft, der spiritus rector der Partei), Dr. Frick (bayrischer Beamter), Dr. Göbbels (Gauleiter Berlin, Philologe, sehr gebildet, Typus eines aus bürgerlicher Solidität kommenden, diese um so stärker bekämpfenden Fanatikers), Gregor Straßer (neben Hitler wohl der beste Redner, ehrgeizig, klug, ohne die bürgerliche Ideologie überwinden zu können, wie etwa sein Bruder Otto-Apostata, der stark zu revolutionärer Praxis und zum Kommunismus hinneigt); dazu Göring (Fliegerhauptmann a. D.), General Lietzmann u. A. Die Offiziere spielen innerhalb des Parteiapparates vornehmlich die Rollen militärischer Organisatoren und von Zeit zu Zeit zündendster Parteiredner, durch ihre militärische Kürze, ihren Kommandoton und ihre schneidigen Formulierungen von besonders starkem Einfluß auf deutsche Massen. Das Publikum setzt sich insgemein zusammen aus bürgerlicher Jugend, Studenten, Kleinkaufleuten (bei denen vor allem die Judenfeindschaft eine große Rolle spielt), Beamten und Angestellten. Bei den Betriebsratswahlen der Angestelltenschaft haben vielerorten die Nationalsozialisten Erfolge errungen auf Kosten des „Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes", genau so wie bei den Wahlen am 14. September der Hauptzuzug zu den Nationalsozialisten aus den rechtsstehenden bürgerlichen Parteien kam. Auf den Universitäten haben die Nationalsozialisten bei den Asta-Wahlen ganz allgemein sehr gut abgeschnitten — vor allem auf Kosten der Waffenstudenten. Die Frauen spielen innerhalb der nationalsozialistischen Wählerschaft keine große Rolle, diejenigen aber, die für Hitler sind, sind es auch mit Leib und Seele. Viele Wähler der reiferen Generationen entgehen dem Nationalsozialismus durch die Konkurrenz des Stahlhelm. Deswegen herrscht im Bild eines Versammlungspublikums die jüngste der politischen Jugend vor.

Frankfurt a. M. Hans E Friedrich

(Fortsetzung folgt)

Um Frankreichs Bild

Gott in Frankreich? Ein Versuch. Von Friedrich Sieburg. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag 1929. 328 S. 10 M.

1

Die Beziehungen zwischen zwei großen Völkern sind ohnehin schon schwer genug infolge ihrer geographischen Lage und den daraus sich ergebenden wirtschaftlichen und politischen Rivalitäten, es tut wirklich nicht not, daß sie noch unnötig erschwert werden. Aber wird das nicht fast unvermeidlich immer der Fall sein? Denn jedes Volk hat seine geistige und seelische Eigenart. Wird es nicht das andere Volk nach sich selbst beurteilen, seine eigene Skala der Werte den Handlungen und Motiven des anderen unterlegen? Ja, rühren nicht die eigentlichen Gegensätze, die als grundlegend angesehen werden, aus der grundlegenden Unkenntnis des Anderen? Versuchen wir also den Anderen kennen zu lernen, wenn uns an einer Verständigung mit ihm liegt!

Aus diesen Erwägungen heraus ist das schöne Buch entstanden, das Friedrich Sieburg, der langjährige Korrespondent der Frankfurter Zeitung in Paris unter dem etwas unglücklichen Titel: Gott in Frankreich? veröffentlicht hat. Sieburg gehört zu denen, die lange genug mit offenen Augen und bereitem Herzen in Frankreich gelebt haben, um dieses schöne und glückliche Land und seine klugen und lebensvollen Bewohner zu lieben — und der doch zu sehr Deutscher geblieben ist, um nicht mit einer gründlichen Skepsis gegen Frankreich erfüllt zu sein. Liebe und Skepsis führen seine Feder, Liebe und Skepsis haben ihm das Problem diktiert: Hat diese Nation ein Recht darauf, so selbstbewußt zu sein? Ist es nicht bloß Anmaßung, sondern ein besonderes Geschenk Gottes, daß sie allezeit unter den Nationen eine Ausnahmestellung eingenommen hat und sich zur Führung bestimmt weiß?

Wenn 1929 im Festzuge von Orleans Kirche und laizistische Regierung, Royalisten und Sozialisten vereint das Andenken Johannas aus Domrémy feierten, so brachten sie damit zum Ausdruck, daß in dieser Gestalt französisches Wesen seine Einheit finde: Liebe zum Vaterlande und Glaube an Gott werden eins. Der Eine wird den Nachdruck stärker darauf legen, daß Gott sie gesandt habe, der Andere wird sie preisen, weil sie den Franzosen die Idee des Vaterlandes geschenkt habe, aber Keiner kann das Eine ganz vom Anderen trennen. In ihr sucht auch Sieburg die Deutung französischen Wesens. In ihr werde der Katholizismus zu einer französischen Angelegenheit, zu einem Kronreif, der auf kein Haupt als das der französischen Könige passe (S. 34). Sie stellte den Satz auf, daß Frankreich nicht nur immer recht hat, sondern daß Jeder, der Frankreich Widerstand leistet, sich dem Guten, ja Gott selbst widersetzt (S. 41). In solcher nationalen Heilslehre liegt aber der Zwang zur Bekehrung Anderer, und darum ist der Franzose der geborene Kreuzfahrer. Darin sieht Sieburg die größte Schwierigkeit unserer Stellung zu den Franzosen (S. 51). Notgedrungen wird ein großer Teil der Beziehungen der Anderen zu Frankreich zur Notwehr der geistigen Selbstbehauptung. Frankreich habe nie aufgehört ein katholisches Land zu sein, und auch heute noch, wo die Mehrheit von einem radikalen Antiklerikalismus erfüllt sei, gelte das, wenn man nur den Katholizismus nicht nur als Glaubensform, son-

dern auch als Kollektivform gelten lasse: Frankreich empfinde sich nach wie vor als einen Gottesstaat, als ein Gebilde, das von dem höchsten geistigen Prinzip geschaffen sei, um dessen Hüter und Wahrer für Alle zu sein. Nur sei an Stelle der christlichen die zivilisatorische Idee getreten (S. 61). Weil hier der Geist das einende Band ist, habe es Frankreich so leicht verstanden, Angehörige fremder Nationen sich zu assimilieren, und deshalb kenne es keinen Rassendünkel. Einigung durch das Gewissen, Einigung durch den Willen, Einigung durch die Tatsache des Menschseins, gemeinsames Maß für Gut und Böse, gemeinsames Maß für das Schöne, gemeinsames Maß für das Nützliche bringe im Franzosen jene seltsame Synthese von Individualismus bis zur Anarchie und von Hingabe an die Nation zu Stande.

Von dieser Grundlage aus sucht Sieburg das heutige Frankreich zu verstehen; seine bleibende Bedeutung für Europa, seine Wunderlichkeiten und — von uns aus gesehen — Rückständigkeiten, damit auch die Schwierigkeiten und Widerstände, die ein so in sich selbst ruhendes Frankreich dem Hochkommen eines neuen Europa bereitet. Ich kann hier nicht auf die vielen mit Liebe und voll Feinheiten gezeichneten Bilder der französischen Zivilisation eingehen, die Sieburg gibt. So etwas kann wirklich nur Jemand, der Frankreich nicht bloß kennt, sondern auch liebt. Dieses Land hat auf allen Lebensgebieten seine durch Maß und Harmonie ausgezeichneten Formen hervorgebracht, zu denen es immer wieder zurückkehrt, so oft auch äußere Ereignisse eine Auseinandersetzung mit fremden Formen oder gar eine Umgestaltung nahe legen. Darum kann die ungebändigte Natur den Franzosen nicht bewegen; er liebt sie nur da, wo sie ein Stück seiner selbst geworden ist: als Wald und Garten. Und das gibt auch Paris seinen unvergleichlichen Reiz, daß in dieser Weltstadt als einziger der Mensch nicht zu einer Funktion von Wirtschaft oder Verkehr degradiert wird, sondern immer Mensch bleibt und als Mensch behandelt wird, daß die Straßen und monumentale Gebäude nicht ins Gigantische verzerrt werden — Wolkenkratzer in Paris, wie sie Le Corbusier plant: ein Ungedanke! — sondern zueinander und zum Menschen im rechten Verhältnis bleiben. Wundert man sich nicht immer wieder, wie dieser gewaltige Verkehr mit seiner wahnsinnigen Geschwindigkeit durch eine unglaublich geringe Anzahl von Verkehrspolizisten geregelt wird, ohne daß doch die Zahl der Unfälle höher wäre als bei uns! Und dabei behält diese Stadt, sobald man die großen Boulevards verlassen hat, einen eigentümlich kleinstädtischen Charakter: die Menschen dieser Stadt legen gar keinen Wert darauf international zu werden. Sie behalten ihre Einfachheit und Bedürfnislosigkeit und damit ihre Unabhängigkeit gegenüber der modernen technischen Zivilisation.

Die Einheitlichkeit der französischen Nation beruht auf ihrer Kultur, deren sinnfälligster Ausdruck die Sprache und deren Kennzeichen der goût ist, der sich nicht lernen läßt und der die Niveauunterschiede unter den Franzosen bestimmt. Die Sprache, das planmäßige Werk von Jahrhunderten, hat eine solche Einheit von Wort und Begriff hervorgerufen, daß der Redner damit rechnen kann, mit einem einzigen Wort bei seinen Hörern die gewaltigsten Leidenschaften zu entfesseln. Der Franzose folgt seiner Sprache mehr als wir, weil in ihr der Genius der Nation führt und gebietet. Sie hat keine private Existenz mehr. Man muß um die gemeinsame Sache wissen, wenn man das rechte Wort finden will. Hier liegt das Geheimnis der französischen Rhetorik, die leicht leer erscheint, und die eben doch in der Lage ist, aus Worten die Tat zu machen, und sei sie auch nur die einstimmige Billigung des Redners.

Aber, so meint Sieburg, diese schöne Menschlichkeit der Franzosen, die den Fremden mit Sehnsucht erfülle, sei das Ideal einer längst vergangenen Zeit. Die Franzosen hielten noch daran fest, ohne doch der modernen technischen Zivilisation sich entziehen zu können, und das führe zu den seltsamsten und unangenehmsten Spannungen: etwa der Sinnlosigkeit des Instituts der Hausmeister, der Umständlichkeit im Handel, der berüchtigten Übelstände beim Pariser Telefon, der anonymen Art öffentliche Meinung zu machen, der Lächerlichkeit der Hunderttausende von Jägern, die mit viel Aufwand einen Feldzug unternehmen und beglückt heimkehren, selbst wenn sie kein einziges Karnickel im Ranzen haben usw. Doch schlimmer als diese Seltsamkeiten, die einen Deutschen nur in Verwunderung versetzen können, erscheinen Sieburg die Widerstände, die diese festgefügte französische Art dem Aufbau eines neuen Europa entgegensetzt, setzen muß. „Es ist die Tragik dieses Landes, daß alle seine Tugenden und Werte ... eine die Umwelt ausschließende Kraft in sich tragen" (S. 259). Man identifiziert sich mit der Menschheit, weil man sich von der Vernunft geleitet weiß, und man findet es so selbstverständlich der „Pilot des Menschheitsschiffes" zu sein, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, die Passagiere des Schiffes zu fragen, ob sie mit dem Steuermann und seinem Ziele auch einverstanden sind. Darum sieht Frankreich in Deutschland sein vollkommenes Widerspiel: „den Herd des Ungeistes, der Formlosigkeit, der rohen Gewalt". Wenn sich heute ein neues Europa bildet, so kann man sich das in Frankreich nur als ein von Frankreich geführtes Paneuropa vorführen: daher die ehrliche Entrüstung über die deutsch-österreichische Zollunion. Aber Frankreichs Saat geht auf: der exklusive Nationalismus, den es geschaffen habe, sei in ganz Europa erwacht, und das Drängen nach nationaler Kultur schließe eine Menschheitskultur unter französischer Führung aus. Frankreich begreift das, es merkt, daß seine Stellung trotz des Krieges erschüttert ist, und deshalb hat man, so seltsam das klingen mag, in Frankreich den Eindruck, man sei nicht als Sieger aus dem Kriege hervorgegangen.

Was soll Frankreich tun? Soll es verbittert und mißtrauisch beiseite stehen, während ein neues Europa entsteht? Sieburg glaubt, nur eine Wandlung, die von der Wirtschaft ausgehe, könne die Struktur des geistigen Frankreich wandeln, und er sieht dafür auch schon gewisse verheißungsvolle Zeichen. Frankreich ist gesund, produktiv und lebendig, also alles andere als degeneriert; aber es fehlt ihm scheinbar der jugendliche Schwung, um mit den Anderen mitmachen zu können. Dazu wäre eine Veränderung der Friedensverträge notwendig, aber gerade da versagt Frankreich. Gewiß, es ist auch drüben viel Verständigungsbereitschaft, aber „man bietet uns Herzenstöne, wo wir auf Vorschläge rechnen". Man macht uns klar, daß der Vertrag von Versailles eine Reihe von internationalen Einrichtungen geschaffen habe, die einen beträchtlichen Fortschritt gegenüber der Anarchie der Vorkriegszeit darstellen, und daß wir doch das anerkennen sollten, statt uns über den Vertrag zu beklagen! „Niemand wird Frankreich tadeln können, daß es die Früchte seines Sieges nicht verlieren will. Aber man muß ihm vorwerfen, daß es ihm nicht gelungen ist, von der Denktypik der Verträge loszukommen, die jede diese Verträge nicht ausführende Bewegung als Unordnung auffaßt." (S. 307.) Auch Briand, die einzige Hoffnung, der Mann, der Frankreich wieder in der Welt geliebt sehen will, auch er denkt doch immer daran, daß sein Land Sicherheit will, Sicherheit auf allen Gebieten. Was wird werden?

„Es ist unmöglich, eine deutsch-französische Synthese in Aussicht zu stellen. Die Frage, wie Frankreichs Einordnung in die neue Welt, die erst entstehen will, erfolgen, ja möglich sein soll, muß offen bleiben" (S. 332). Aber man müsse wünschen, daß die Europäisierung Frankreichs durch dessen innere Wandlung geschehe, daß dieses Frankreich „der Inbegriff alles dessen, was das Menschenleben schön und würdig macht", uns als „ehrwürdiges und

leuchtendes Zeichen einer vergehenden Welt" erhalten bleibe. Mit diesem Eingeständnis seiner stets wachsenden unverlierbaren Liebe zu Frankreich schließt Sieburg sein schönes Buch.

2

Doch für wen schrieb er es?

Soll es ein Spiegel sein, den er den Franzosen vorhält, um ihnen zu zeigen, wie sie durch ein verkehrtes und rückständiges Festhalten an ihrer Art es sich selbst unmöglich machen, in das neue Europa hineinzuwachsen? Oder wollte er seinen deutschen Landsleuten sagen: Seht her, hier ist das wahre Frankreich? Nicht das der Vorurteile eurer Zeitungen von rechts und von links, nicht jenes internationale, das euch geschäftstüchtige Reisegesellschaften vorsetzen, wenn ihr für 95 Mark in acht Tagen Paris und Umgebung besucht, nicht das Frankreich, von dem die Mehrzahl unserer Reisenden und Studierenden immer nur zu sagen weiß, es sei dort leider alles „ganz anders als bei uns". Vielleicht auch wollte Sieburg für beide Teile schreiben?

Aber wird das also porträtierte sich in diesem Porträt wiedererkennen? Der Pariser Verleger Bernard Grasset hat Sieburgs Buch unter dem Titel: „Dieu est-il Français?" in einer französischen Übersetzung herausgebracht, und das Buch ist ein ganz großer Bucherfolg geworden. Hören wir, wie Grasset sich in seiner Vorrede zu Sieburgs Buch zu dem aufgeworfenen Probleme äußert.

Grasset gibt zu, daß Sieburg mit Liebe und Verständnis von Frankreich geredet habe, und er findet es begreiflich, wenn Sieburg dieses Frankreich in einem Atem „prachtvoll und unausstehlich" findet. Aber eben darum sieht er es nun als seine Hauptaufgabe an, Sieburg und den Deutschen begreiflich zu machen, daß Frankreich gar nicht anders kann als Ansprüche erheben: denn Frankreich weiß sich als Träger einer „Sendung" in der Welt. Dieses Sendungsbewußtsein ist, unabhängig von politischen oder religiösen Überzeugungen, die eigentümliche Form des französischen Patriotismus. Der Franzose kann die Idee des Vaterlandes nie von der Idee der Menschheit trennen; darum ist Frankreichs Anspruch auf Universalität ein echter Idealismus und nicht nur ein Vorwand, nachträglich sein Herrschbedürfnis zu rechtfertigen. Frankreich bringt der Welt das wahre Bild des Menschen, es hat sich immer für das berufene Land gehalten, die Dinge zu ordnen, die den Menschen betreffen. Ein Franzose fühlt sich als Franzose und demnächst fühlt er sich als Mensch. Die Franzosen haben in der Tat keine „europäische Gesinnung", aber nicht, weil dieser Begriff für sie zu weit wäre, sondern weil er zu eng ist! Um dieses Menschseins willen ist der Franzose konservativ, Traditionalist, denn „gibt es für den Menschen eine andere Weisheit als die naturgewollte Verkettung der Generationen zu bejahen und daher vor allem den Schatz zu verteidigen, den man weitervererben soll?" Vergangenheit und Zukunft sind für den Franzosen keine Gegensätze: er begründet die Zukunft auf die Vergangenheit. Weil der Franzose an das Unveränderliche im Menschen glaubt, deshalb sind die begrenzenden Ideen wie Geschmack, Maß, Horizont sein Stolz und alle Kritik daran bleibt ihm unverständlich.

Der Franzose könne Kultur und Zivilisation nicht trennen, denn beide gehörten für ihn zur Humanität, dagegen sei bei den Deutschen das Bedürfnis, durch die Macht zu triumphieren, der eigentliche Nationalgeist, ihm müsse sich das Humanitätsgefühl offenbar unterordnen, wenn nicht gar opfern. Nicht daß jede Nation darauf bedacht sei, ihre Eigenart zu wahren und zu verteidigen, sei verwerflich, wohl aber die rückständige Form, in der Deutschland es tue, und die eine stete Bedrohung für das französische Ideal vom Menschentum sei. Deutschland wolle Furcht erregen, Frankreich wolle geliebt sein, ja mehr noch, es habe einen so unerschütterlichen Glauben an sein Ideal, daß es sich gar nicht vorstellen könne, man könnte sich sträuben, es anzunehmen. Wenn dagegen die Deutschen ihren Imperialismus auf die Überlegenheit der deutschen Kultur begründeten, so sei das eine Selbsttäuschung, denn es gäbe nur eine Kultur. In Wirklichkeit werde in Deutschland die Kultur zu einem Mittel der Machtstellung. Darum würden die Franzosen bei allem Willen zur Verständigung immer von einer besorgten Zurückhaltung den Deutschen gegenüber beiben. Denn gerade durch Sieburgs Buch seien die Unterschiede der beiden Nationen so deutlich geworden, daß Frankreich allen Grund habe, sich im Interesse seiner Sendung selbst zu erhalten. Grasset kehrt also den Spieß um: er gibt in Sieburgs Kategorien eine Apotheose Frankreichs und klagt Deutschland der Rückständigkeit an. Man kann verstehen, daß das Nachwort, das Sieburg in der Frankfurter Zeitung (Reichsausgabe vom 19. Dezember v. J.) zu diesem Vorwort Grassets schreibt, den Ton gekränkter Liebe hat, die sich in Vorwürfen über Mißverstehen und Abweisung der Lobsprüche ergeht, die Grasset dem Sieburgschen Buche so reichlich zu Teil werden läßt.

3

Was hat dieses Buch und sein Nachspiel dem deutschen Leser zu sagen? Ich will nicht mit Sieburg über Einzelheiten rechten. Aber ich glaube, daß in seinem Bilde die Kleinstadt und das Land nicht genügend berücksichtigt sind. Ebenso ist der französische Kapitalismus vielleicht zu einseitig nur vom Finanzkapital aus gesehen, nicht auch vom Industriekapital her, das doch nicht nur im Norden und im Jura und um St. Etienne herum eine beträchtliche Rolle spielt, sondern auch in der unendlich großen Zahl von Klein- und Mittelbetrieben, die über das ganze Land verteilt sind; auch das glänzend ausgebildete landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Südosten Frankreichs paßt nicht in Sieburgs Bild. Und so schlampig und rückständig, wie es nach Sieburgs pointierter Darstellung scheinen kann, ist Frankreich doch nicht. Auch im kleinsten Provinzhotel z. B. findet man W. C. und in allen Zimmern fließendes Wasser: wie weit sind wir davon noch in Deutschland entfernt! Und wenn Sieburg sich nicht so viel im Auslande aufhielte, so würde er Gelegenheit gehabt haben, deutsche Mittelstädte kennen zu lernen, in denen man die Geschäftsinhaber sozusagen um Verzeihung bitten muß, daß man sie durch einen Einkauf belästigt. Aber das sind Einzelheiten, die nichts gegen das Gesamtbild besagen, jenes Bild, das in allen seinen Teilen so schön ist, weil es, ohne Streben nach Vollständigkeit, aus menschlicher Nähe heraus gestaltet worden ist. Kein Zweifel, den Deutschen wird Frankreich in Sieburgs Buch ungleich näher gebracht als in dem gelehrten „Handbuch der Frankreichkunde" (2. Auflage 1930, Verlag Moritz Diesterweg Frankfurt a. M.) oder in den feinsinnigen und systematischen Betrachtungen über Frankreich in dem zweibändigen Werke von Ernst Robert Curtius und Arnold Bergsträsser (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1930), Werken, die bei aller Aufgeschlossenheit für Frankreich doch ihre innere Reserve viel stärker bewahren.

Aus Sieburgs Buch wird die Not alles deutsch-französischen Zusammenlebens erschreckend deutlich. Internationale Verständigung erscheint leicht, solange man sich für die Idee der Verständigung begeistert. Aber wenn man an die konkreten Fragen rührt, muß man merken, daß der Andere denselben Tatbestand ganz anders deutet als wir. Dann bemüht man sich ihm klar zu machen, daß er an der Wirklichkeit vorbei lebe — Sieburg findet den Geist Frankreichs rückständig — und daß er doch endlich lernen solle, mit uns zu gehen. Wir alle, die wir an der deutsch-französischen Verständigung arbeiten, haben in den letzten Jahren die gleichen Erfahrungen machen müssen. Es hat keinen Sinn mehr, heute noch zu bestreiten,

daß die Lage heute gespannter als vor fünf Jahren ist. Nicht wegen des nationalsozialistischen Wahlsieges: der hat höchstens auf französischer Seite eine neue Formel geliefert, um das Mißtrauen gegen uns zum Ausdruck zu bringen. Die Sehenden konnten es z. B. schon auf der internationalen Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen 1929 in Prag feststellen.

Aber aus Sieburgs Buche und der Diskussion Grasset-Sieburg wird nun deutlich, daß die Gegensätze nicht nur einzelne politische Fragen betreffen, sondern aus dem Wesen der beiden Nationen herausstammen. Das macht einen als Deutschen wieder mißtrauisch gegen Sieburgs Buch. Ist ein Deutscher überhaupt in der Lage, sich so stark in Frankreichs Wesensart hineinzufühlen, daß er ihr Bild von innen heraus gestalten könnte? Ist Sieburgs Buch nicht vielmehr das Bild des Verliebten, der die Geliebte in seinen eigenen Tugenden und Fehlern wiederfindet? Freilich, könnte man als Deutscher Frankreich so lieben, daß man sein wahres Bild zeichnete? Müßte man dazu nicht eben sich selbst aufgeben und Franzose werden? Es scheint aussichtslos zu sein für einen Nichtfranzosen, hinter das Geheimnis französischen Wesens zu kommen. Man sehe nur, wie Grasset mit scheinbarer Willkür aus Sieburgs Bilde einige Züge herausnimmt und sie durch die Idee der Humanität zur neuen Einheit zusammenfügt.

Und umgekehrt: dieses „katholische" Frankreich Sieburgs, das sich von Gott der Welt zum Heile gesandt weiß, ist das nicht das Spiegelbild Deutschlands, das seit dem Heiligen römischen Reiche deutscher Nation bis zum Dritten Reiche Hitlers und dem neudeutschen Imperialismus der Volkskonservativen immer wieder schwört, ihm ginge es nur um den deutschen Gedanken in der Welt und nicht um Macht und Ruhm? Vielleicht liegen die Dinge gerade umgekehrt: nicht die Franzosen haben die christliche Idee für sich in Anspruch genommen und so das französische Nationalbewußtsein geschaffen, sondern das Christentum hat den Nationalismus der abendländischen Völker grundlegend umgewandelt. Es hat ihnen eingehämmert, daß sich das Reich Gottes und die politischen Reiche nie restlos decken und daß das Reich Gottes das letzte Ziel des Menschen sei. Auch wo die Völker Europas wieder vom Christentum und der Kirche abfallen, können sie das nicht mehr vergessen; in allerlei Idealismen drängt sich die alte Weisheit wieder ans Licht. Wo nun eine Nation stark ist und das Bedürfnis empfindet, sich auszubreiten, kann sie nicht mehr einfach Staatsraison und Machttrieb als Grund angeben: die eigenen Völker glauben es ihr nicht. Sie wollen einen höheren Zweck, für den sie kämpfen.

Aber die Volksindividualitäten bleiben bestehen, und so wird jedes Volk seinen transzendenten Lebenszweck in den Gütern seines Volkstums konkretisieren: den Franzosen muß unheimlich zu Mute werden, wenn wir von Blut und Schicksal, Ungebundenheit und Weite, Abenteuer und Sterbelust sprechen; die Deutschen müssen in der französischen Humanitätsidee — komme sie von André Gide oder Maurras, von Anatole France oder Maritain — eine Bedrohung ihrer edelsten und heiligsten Güter sehen. Die Franzosen haben recht, wenn sie sich gegen Sieburgs Vorschlag wenden, auf dem Wege über die Wirtschaft in die europäische Völkergemeinschaft einzutreten, genau so, wie die Deutschen sich mit Recht weigern, auf dem Wege über die Wirtschaft in die vom russischen Bolschewismus propagierte Völkerfamilie einzutreten. Vielleicht liegt darin die Größe der Franzosen, daß sie die Wirtschaft nicht in dem Maße zu ihrem Schicksal werden lassen, wie wir das für uns tun. Sieburg argumentiert hier mit den Mitteln der kapitalistischen Logik: weil etwas wirtschaftlich ist, deshalb muß es wirklich werden. Grasset setzt ihm die französische Logik entgegen, die die Logik der menschlichen Gesellschaft ist. Die kapitalistische Logik, deren Hauptrepräsentant Amerika ist und gegen die sich ja heute auch Deutschlands Jugend wendet, ist ja viel gefährlicher als die Logik des französischen Nationalismus. Denn als Logik der Gesellschaft respektiert diese das Leben, während jene sich rücksichtslos das Leben unterjocht. Aber freilich, die Logik des Volkstums, auf die wir uns berufen, bleibt dem Franzosen ebenso fremd wie die kapitalistische.

Also das Ergebnis Resignation? Nein, keineswegs. Lernen wir darauf verzichten, den Franzosen Ratschläge zu geben, wie sie gute Europäer werden können. Sie werden sie ebenso ablehnen, wie wir Deutschen es uns verbitten, von französischer Seite Anweisungen zu Korrekturen im deutschen Nationalcharakter anzunehmen. Sieburg sagt einmal: Deutschland und Frankreich seien weder zu ewiger Freundschaft noch zu ewiger Feindschaft bestimmt. Vielleicht ist die Wirklichkeit härter. Vielleicht prallen in unserer Eigenart Gegensätze des Menschenseins aufeinander, die in absehbarer Zeit unversöhnlich sind, und die um so schwerer auszuschalten sind, als die Geschichte uns zu Nachbarn gemacht hat. Es steckt eine tiefe Wahrheit in dem Worte vom „Erbfeind". Nur daß die unrecht haben, die daraus folgern, nun bleibe uns eben nichts weiter übrig, als der ewige Kampf bis zur schließlichen Vernichtung des Einen oder Andern. Nein, Gott hat den Völkern ihre Eigenart nicht gegeben, damit sie sie auf Kosten der Anderen pflegen sollen. Sie müssen immer neu um deren Gestaltung ringen, nationale Eigenart ist ein dynamisches Prinzip, das ständig neu Gestalt gewinnen soll. Wir können nicht wieder das Germanentum oder auch nur die deutsche Seele vom Jahre 1100 wieder herstellen. Wir sind unruhiger, suchender als die Franzosen. Aber vielleicht ist das ein geschichtliches Gesetz, daß sie, die 800 Jahre Kulturentwicklung vor uns voraus haben, nun warten müssen, bis die anderen Völker auch so weit sind, ehe sie gemeinsam mit ihnen eine neue Stufe ersteigen.

Sehr christlich ist ja ohnehin der Gedanke nicht, daß alle Völker in gleicher Weise um ein Ideal ringen sollen. Wer an Vorsehung glaubt, muß Ehrfurcht vor der Geschichte haben und es deshalb mit in Kauf nehmen, daß es Fortgeschrittene und Zurückgebliebene gibt. Nehmen wir es Frankreich nicht übel, daß es nicht unseren Weg gehen will. Aber seien wir auch nicht undankbar gegen das, was es uns und der Welt geschenkt hat. Und seien wir auch dankbar für das Bild Frankreichs, das Sieburg uns geschenkt hat und das uns unsere Gefahren und unsere Schranken zeigen mag.

Münster Otto Piper

Lexikon und Fibel des Bolschewismus

1. Iwan Iljin, Univ.-Prof., Dr.: Welt vor dem Abgrund — Politik, Wirtschaft und Kultur im kommunistischen Staate. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag 1931. 576 S. 20, geb. 24 M.
2. Derselbe: Wider die Gottlosigkeit. (Die Notreihe, Heft 3.) Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag 1931. 39 S. 0.95 M. (für Subskribenten der Notreihe 0.80 M.)

Der Philosoph Iwan Iljin, früher Professor an der Universität zu Moskau, jetzt Exulant in Berlin, darf nicht verwechselt werden mit dem Liturgen B. N. Iljin, gegenwärtig Dozenten am theologisch-russischen Institut in Paris.

Von den beiden Arbeiten, die der Erstgenannte uns in rascher Folge jetzt unter seinem Namen vorlegt, ist die eine eigentlich an Umfang und Güte ein Lexikon, die andere eine Wiedergabe dreier Gelegenheitsreden, jedoch in einer derart zusammengeballten Form, daß man sie ruhig als „Fibel" des Bolschewismus bezeichnen kann.

1

Zum Lexikon hat J. Iljin selbst nur einige Beiträge geliefert, der Rest stammt von anderen Fachleuten der Emigration, unter ihnen N. Kulman, N. Timascher und S. von Oldenburg. Bei der offensichtlich straffen Redaktion trägt das Sammelwerk nur ganz gelegentlich den bei solchen Arbeiten nicht zu vermeidenden Charakter der Wiederholung oder Überschneidung, aber schließlich sind ja auch die bolschewistischen Quellen selbst — nur auf solche stützt

sich die gesamte Darstellung — nicht immer erzgegossene Einheitlichkeit.

Das Ganze umfaßt drei Teile: Grundlagen, Wirtschaft, Kultur.

Im ersten Teil stehen folgende Aufsätze: Die Ziele und die Hoffnungen des Bolschewismus; Seine Arbeitsmethoden; Die Kommunistische Partei; Die Organisation der Diktatur; Die dritte Internationale; Das System des Terrors; Kommunismus als Beamtenherrschaft; Die Nationalitätenpolitik; Das Militärwesen.

Der zweite enthält: Das Schicksal des russischen Bauern; Die wirtschaftliche Differenzierung der Bauernklasse; Die deutschen Kolonisten in Rußland; Staatsfinanzen, Währung und Kredit; Die Industrie; Aufstieg und Ende des Privathandels; Das Außenhandelsmonopol und der auswärtige Handel; Der Fünfjahrsplan und die Voraussetzungen seiner Erfüllung; Die Lage der Arbeiter; Die Wohnungsfrage; Die ausländischen Konzessionen.

Der dritte Teil bringt: Bolschewismus und Religion; Die Ehe und die Lage der Frau; Die verwahrlosten Kinder; Die Jugend; Die Schule; Die Hochschule; Das Gerichtswesen; Die Literatur.

Schluß: Ein Nachwort.

Den Inhalt des Ganzen hier auch nur andeutungsweise wiedergeben, hieße dem Eckart-Verlag arg ins Handwerk pfuschen, an einigem kann ich aber nicht ganz vorübergehen.

In dem Aufsatz über die kommunistische Partei interessiert uns die Gegensätzlichkeit, mit der man sich bemüht, die alte Lenin-Garde dem Staate zu konservieren und sie dann doch ohne Weiteres der Partei opfert. Auf der einen Seite z. B. werden unzählige Vorschriften ausgearbeitet, die das Leben der Veteranen und Invaliden, der „Unteridischen" und der „Katorga"-Leute auf die Minute genau regeln, um sie eben noch möglichst lange „am Schraubstock der Revolution" zu erhalten, — auf der anderen räumt man mit der linken und rechten Opposition in einer Weise auf, die entweder zügellose Rücksichtslosigkeit oder Blindheit ist. Aus der alten Lenin-Garde wurden so verstoßen: Lenins engster Mitarbeiter, der Schöpfer der Roten Armee — Trotzky; ihm folgte der Volkskommissar für Bildungswesen — Lunatscharskij; dann der Außenminister — Tschitscherin; dann Bucharin, Tomsky — vor kurzem selbst der Vorsitzende des Rates der Volkskommissäre — Rykow, sowie der Vorsitzende des Gosplan — Krizanovskij, und während diese Berichterstatterzeilen geschrieben werden endlich auch Rosanow, der größte bolschewistische Gelehrte des Marxismus überhaupt. Es wird einsam um den Einzigen, der noch geblieben ist — den Georgier Stalin —, denn was er an Nachwuchs heranzieht, sind junge Kräfte, die zur Zeit des großen Lenin auf merkwürdig untergeordneten Posten gestanden haben: und sind erst 13 Jahre her ...

Prognose? Keine. Erst, wenn die neuen Männer sich in ihren neuen Stellungen bewährt — oder nicht bewährt — haben, können wir an Prognose denken.

Zwei sehr instruktive graphische Darstellungen gehören eigentlich in das allgemeine Bildungsgut: die kommunistische Partei des Rätebundes in ihrer Verflechtung mit dem diktatorisch gehandhabten Staatsapparat und in ihrer persönlichen Zusammensetzung — sowie die Weltorganisation der Dritten Internationale mit den offiziellen und inoffiziellen Sektionen in jedem einzelnen Lande.

Das System des bolschewistischen Terrors ist ja oft genug abgewandelt worden; wenn wir aber hier auch nur einen Auszug aus den 20 darüber vorhandenen Druckseiten vermeiden, so hat dies seine anderen Gründe: Leser mit stärkeren Nerven können sie an Ort und Stelle, mit den nötigen Belegen versehen, selbst überprüfen.

Der Abschnitt über die Nationalitätenpolitik in Sowjetrußland wird den deutschen Leser nicht ganz befriedigen. Das Grundsätzliche wird wohl ganz nach seinem Geschmack sein („Die Bolschewiken suchen den angeblichen Föderalismus mit verkapptem Zentralismus zu durchtränken und entfesseln die zentrifugalen Kräfte des Landes nur, um den zentripetalen Knoten auf eine neue Weise zu schlingen") — aber die Ausführung im Einzelnen erzählt zu viel von den kaukasischen Republiken und zu wenig z. B. von den Deutschen. Für die Sowjet-Union und für den Verfasser der Studie ist beides allerdings selbstverständlich: die Republiken des Kaukasus sind für Moskau „das Auge im Kopfe" — und der Verfasser ist eben Kaukasusforscher, viele Jahre hat er dort und in Mittelasien gelebt. Nun könnte man sich mit dieser Tatsache ruhig abfinden, wenn wenigstens der dem Rußlanddeutschtum gewidmete Sonderaufsatz entsprechenden Ersatz böte. Dem ist jedoch leider nicht so. Er bringt zuviel Allgemeines, so gut wie nichts Neues, und versucht übrigens das Verhalten der russischen Regierung gegen ihre deutsche Minderheit während des Weltkrieges als „krankhafte Stimmung" darzustellen, also vorsichtig zu entschuldigen. Der Leser, der auf diesem Gebiete mehr wissen will, mag lieber zu der ausgezeichneten Arbeit „Ein deutscher Todesweg" von H. Neusatz und D. Erka greifen (Berlin, Eckart-Verlag, Notreihe Heft 1 und 2, 112 S., 3 Mk.).

Dafür ist der Abschnitt über das Militärwesen des Rätebundes um so erfrischender; der Verfasser bleibt unbekannt, ist wohl ein alter Generalstäbler, und bringt in der üblichen Präzision seine knappen Formulierungen: die politische Grundlage der Roten Armee, ihr Übergang vom Freiwilligen- zum allgemeinen Wehrpflicht- und endlich, seit 1923, zum Territorial-Miliz-System; ihre einheitliche Unterstellung unter das Volkskommissariat für Heerwesen, das in einer Person (Klemens Woroschilow) Armee, Marine und Luftflotte kommandiert. Endlich eine kurze Charakteristik der hervorragendsten Führergestalten („sie haben die harte Schule des Bürgerkrieges durchgemacht und sind zum größten Teil willensstarke Menschen ...") und noch manches Andere, z. B. über die Organisation des Kommandowesens, sowie über die klassenmäßige Zusammensetzung der Armee, — was ich aber verschweige, damit die alten Krieger, die sich dafür interessieren, dem Eckart-Verlag lieber das ganze Buch abkaufen.

In einer Hinsicht scheint mir der unbekannte Kamerad zu optimistisch zu sehen. Die von ihm angeführten Fälle von Unzufriedenheit mit der Regierungspolitik sind doch zu vereinzelt und in den meisten Fällen zu sehr auf die bäuerliche, immer schon gegnerisch gewesene Ukraine beschränkt, um den Schluß zu wagen, daß die „Arbeiter- und Bauernarmee als Einheit kaum noch besteht". Wenn eine äußere Not am Mann sein wird, wird auch diese Armee wieder antreten — wie in den ungleich schwierigeren Verhältnissen gegen Polen 1919/1920 —, schon aus dem Grunde, weil dann wieder ein Volk und nicht eine Klasse unter Waffen gerufen werden wird. In einem Bürgerkrieg freilich würde es wohl auf den — — Napoleon ankommen.

Aber ich will lieber zum zweiten Teil übergehen.

Die Bolschewiken erklären oft genug, daß ihr System in erster Linie ein wirtschaftliches sei, und daß sie mit ihm stehen oder fallen.

Dieser Grundeinstellung ist in dem vorliegenden Sammelwerke offenbar Rechnung getragen, denn von seinen 566 Textseiten gehört der Wirtschaft fast die Hälfte: 252. Aus der überreichen Fülle des hier sorgfältig zusammengetragenen Stoffes nur einige Kostproben:

Die Kontrollzahlen des Staatshaushaltes für 1927—1928 kennen fünf soziale Bauernschichten: die proletarische (Landarbeiter), die halbproletarische (Dorfarmut), die Mittelbauern, die Dorfunternehmer und die Kleinkapitalisten. Der Mittelbauer ist am stärksten vertreten, er umfaßt 68,6 Prozent der gesamten Bauernbevölkerung und ist durchschnittlich um volle — 1 Rubel 16 Kopeken monatlich reicher als der Arme: er hat nämlich ein Gesamt-Jahreseinkommen von 92 Rubeln, gegenüber 78 Rubeln des Armen und 81 Rubeln des Landarbeiters (S. 237).

Eine ebensolche Nivellierung besteht nach oben: „Es ist ganz unmöglich geworden, irgend einen Grenzstrich zwischen dem Mittelbauern und dem Kulaken (Großbauern) zu ziehen. Denn die Überreste der ehemaligen Kulaken sind jetzt zu Mittelbauern geworden, und jeder von den Mittelbauern kann nach Belieben zum Kulaken abgestempelt werden" (S. 255).

Obwohl nach der marxistischen Theorie die sozialistische Gesellschaft eigentlich keine Finanzen haben darf und noch z. B. der Volkskommissar für Finanzen sich am Anfange der Revolution (1918) ausdrücklich „wegen der Existenz der Finanzen und ebenso wegen seines eigenen Auftretens" entschuldigte — hat sich diese „existenzielle Frage" bis heute nicht geändert. Anders wurde nur ihre Stellung zum Staatshaushalt. Denn in ihm erscheinen die einzelnen Posten der verstaatlichten Wirtschaft nicht an sich, d. h. mit ihren Bruttobeträgen, sondern lediglich nur insoweit, als sie Überschüsse an die zentrale Staatskasse abzugeben haben oder Zuschüsse von ihr erhalten. Das Sowjetbudget hat also nur die doppelte Aufgabe, einerseits durch Besteuerung der Privatwirtschaft (noch nicht kollektivierte Bauernschaft und indirekte Steuern auf Arbeitern und Angestellten) die Mittel zu beschaffen, andererseits allfällige Überschüsse zu konzentrieren und zu verteilen. Seit 1923 ist es üblich, im Staatshausplan mit besonderen Einnahmen aus den „freiwilligen" inneren Anleihen zu rechnen.

In dem Kapitel über die Sowjetindustrie fallen die hohen Gestehungskosten für die Erzeugung von Fertigwaren auf, die offiziell zugegebene „unrichtige" d. h. ungenügende Ausnutzung der Arbeitskraft und die durch Monopolisierung aller Betriebe praktisch eingeführte Ausschaltung des Wettbewerbes eigener „quietistischer" Industrie mit dem Auslande. (Beachte hierzu die

instruktive Preisvergleichtabelle für deutsche und russische Erzeugnisse auf S. 316).

Zum Kapitel Dumping: Es werden Waren exportiert, an denen im Lande selbst bitterer Mangel herrscht. Hierbei spielen Verluste bei einzelnen Waren oder Warengruppen keine Rolle; wichtig ist nur der Ersatz von Verlusten an anderer Stelle innerhalb der Sowjetwirtschaft. Die primäre Ursache des Dumpings ist die Notwendigkeit, um jeden Preis ausländische Devisen zur Bezahlung der Einfuhr zu beschaffen. Die durch Dumping bewirkte Desorganisierung der kapitalistischen Wirtschaft kommt in der Politik der Sowjets erst an zweiter Stelle, ist aber herzlich willkommen.

Der Fünfjahrplan hat sich die Aufgabe gesetzt, innerhalb der nächsten Jahre das Niveau der fortgeschrittenen kapitalistischen Länder einzuholen und zu überholen. Er beginnt mit dem 1. Oktober 1928 und endet mit dem 30. September 1933. Im Jahre 1930 wurde er insofern geändert, als jetzt das Gesamtziel bereits in vier Jahren erreicht werden soll. Am Schlusse seines zweiten Jahres, also in seiner Hälfte, läßt sich folgende Bilanz feststellen: Mengenmäßige Steigerung der industriellen Produktion, allerdings bei qualitativem Rückgang der Ware. Senkung der Produktionskosten um die Hälfte — der früheren Preise? Nein: des ursprünglich vorgeschriebenen Maßes. Deckung dieses Ausfalls durch Inflation. Kollektivierung und Ernährungskrise.

Im Zentrum des Abschnittes von der bolschewistischen Kultur stehen die Stücke über die Jugend.

Da nach bolschewistischer Auffassung eine Generation, die unter dem Kapitalismus erzogen wurde, im günstigsten Falle nur fähig ist, das alte Gebäude niederzureißen, — die Aufrichtung des neuen aber, d. h. der Weltrevolution in den Händen erst der nächsten Geschlechterfolge liegt, tut die Sowjetregierung alles, um diese Baumeister der Zukunft tatsächlich zum Reservoir der neuen Kräfte zu gestalten.

Daher die bolschewistische „Jugendbewegung". Ihre offizielle Organisation ist der kommunistische Jugendverband („Komsomol"), die „leichte Kavallerie" der Arbeitermassen. Am 1. Juni 1929 gab es 2 250 000 solcher Jugendlicher, d. h. 7 Prozent der gesamten Sowjet-Union, unter diesen an Bauernjugend wiederum nur 4 Prozent, während der Rest auf das städtische Proletariat entfiel. — Von den genannten 2 250 000 Komsomolzen gehörten im Jahre 1929 dem Bunde der Gottlosen insgesamt nur 100 000 an.

Wo aber sind nun die anderen 93 Prozent der russischen Jugend? Der Verfasser vermag diese Frage nicht zu beantworten. Es gibt ja kein Organ, dessen sich diese jungen Menschen bedienen könnten, um zu Worte zu kommen, immerhin ist es bezeichnend, daß die Sowjetpresse sehr oft „parteilose" Jugend denunziert, weil sie zuviel alte Schriftsteller liest, sich an abstinenten oder antialkoholischen Bewegungen beteiligt oder gar religiösen Strömungen nachgeht.

Bei aller Würdigung dieser Symptome erscheint es mir allerdings zu gewagt, allgemeine Hoffnungen daran zu knüpfen. Ein großer Teil der russischen Jugend sind Bauernkinder, die auch im alten Rußland nicht viel zu Worte gekommen sind; und die denunzierten Gruppen russischer „Idealisten" sind für die Gesamtheit ebensowenig bezeichnend, wie im alten Rußland die jugendlichen Selbstmörder. In einem Punkte aber geben wir der Schlußfolgerung des Verfassers recht: Die parteilose Jugend im Rätebund ist „unendlich einfacher und unendlich nüchterner, als die frühere Jugend Rußlands, dafür aber vielleicht geschäftiger, als es diese war".

Ob jedoch Geschäftigkeit allein die Zukunft verbürgt? Gehören dazu nicht auch Wille und auch Kenntnisse?

Die Sowjetregierung versucht auch dieser Frage eine Antwort zu erteilen, indem sie das Schulwesen ausbaut.

Nur ist dies eben eine Maßnahme für die kommunistische, nicht für die russische Zukunft: „Wir brauchen nicht Schulen schlechthin, sondern Schulen des Kommunismus!" Wie diese Bildungsstätten am 29. März 1929 ausgesehen haben, berichtete damals die „Arbeiterzeitung": „Alljährlich finden in unseren Schulen der ersten Stufen 3½ Millionen Kinder im Alter von 7 und 8 Jahren Aufnahme. Von diesen erreichen nicht einmal zehntausend die höhere Schule. Ungefähr eine halbe Million absolviert die unterste Stufe, die sogenannte Grundschule. Weniger als hunderttausend Kinder beenden alljährlich die Schule der zweiten Stufe ..."

Die Auswahl in alle mittleren und höheren Schulen erfolgt niemals nach der Begabung, sondern nach der proletarischen Abstammung. Die Lehrmethode im Volks- und Mittelschulunterricht ist die sogenannte Komplex-Methode, wobei aber nur drei Komplexe gelten: Natur, Arbeit und Gesellschaft; alles Andere ist vom Übel.

In diesem Zusammenhang auch einige Angaben über die Lehrergehälter. Zahlen in Rubeln werden ja dem deutschen Leser wohl nicht viel sagen können, daher seien nur die Vergleiche genannt. „Laut Angabe des Volkskommissars Lunatscharskij" (also des früheren sowjetistischen Unterrichtsministers) „bekam ein Schullehrer des inneren Rußland „nur zwei Drittel des Durchschnittslohnes eines Arbeiters und überhaupt nur ein wenig mehr als die Hälfte seines doch eigentlich kläglichen Gehaltes während der zaristischen Zeit" (Iswestija, 1926 Nr 224). — Die Zeitschrift der kommunistischen Gewerkschaften „Fragen der Arbeit" (1930 Nr. 5) berichtet, daß ein „einfacher Verkäufer in einem Kurzwarengeschäft mehr Gehalt beziehe, als der Lehrer einer städtischen Elementarschule ..." — Wie hier die Dinge liegen, beweist noch ein Letztes. Man braucht in der Sowjet-Union etwa 50 000 neue Lehrer; für den Nachwuchs sorgen zahllose Kurse, die ununterbrochen neue Kräfte auf den Markt werfen. Befriedigt wird aber nur ein Drittel des Bedarfes. Warum? Weil auch von denjenigen, die den Kurs mit Erfolg beendet haben und nicht wegen politischer Unzuverlässigkeit „herausgesäubert" oder wegen geistiger Unreife reprobiert wurden, sehr viele aus dem Lehrerstande flüchten, um sich der besser bezahlten physischen Arbeit zuzuwenden.

Nicht vorübergehen kann man auch an der Lage der Roten Hochschulen. Denn eine solche gibt es. „Fakultäten als wissenschaftliche Körperschaften bestehen nicht mehr", die hohen Schulen aller Grade werden von ernannten Direktionen geleitet. Das heißt: auch „hohe Schulen" in unserem Sinne gibt es nicht; denn das wissenschaftliche Niveau, das die Hörer mitbringen, ist bestenfalls eines, welches die Hochschule gerade noch zu einer Mittelschule nach westlicher Anschauung werden läßt. Ein Drittel der russischen Hochschüler sind Abiturienten der sogenannten „Arbeiterfakultäten", der Rest wird nach einem bestimmten Schlüssel von vornherein klassenmäßig bestimmt und zwischen den kommunistischen Organisationen aufgeteilt, denn auch die Hochschulbildung ist in der Sowjet-Union ein Privileg der Proletarierklasse, praktisch der bolschewistischen Partei: „Von den im Herbste 1928 angenommenen Studierenden waren 24,8 Prozent Mitglieder der Partei, 37,8 Prozent Mitglieder der kommunistischen Jugendbewegung, 43,3 Prozent Parteilose", aber auch von diesen nur 10 Prozent auf Grund freien Wettbewerbes, der Rest von gewerkschaftlichen oder Partei-Organisationen „kommandiert". Kinder von Geistlichen oder Kultdienern aller Grade und aller Konfessionen sind, wenn sie sich nicht von ihren Eltern „absagen", von jeder Aufnahme an eine hohe Schule grundsätzlich ausgeschlossen.

Nicht selten findet man sie dann unter den sogenannten „Verwahrlosten". Für die Glieder dieser Volksschicht gibt es im bolschewistischen Slang ein eigenes Wort („Besprisornije"), welches übrigens längst durch die offizielle Sprache hoffähig gemacht wurde, das beste Zeichen für die Ausdehnung und Schärfe des Problems. Dies belegt allein schon die Sprache der Zahlen. Im Jahre 1922 schätzte der damalige Volkskommissar für Aufklärungswesen, Lunatscharskij, die Summe der Verwahrlosten auf neun Millionen; ein Jahr später sagte Frau Lenin-Krupskaja, es gäbe ihrer nur sieben Millionen; die offizielle Sowjet-Enzyklopädie (erschienen 1927) spricht nur von 334 000. Dagegen wies die Regierung für das Jahr 1928 zur Bekämpfung der Kinderverwahrlosung einen Betrag von 60 Millionen Rubeln an, was, da sie pro Kind und Jahr mit 140 Rubeln rechnet, einer Gesamtsumme von 400 000 Fürsorgebedürftigen entsprechen würde. Erwägt man aber, daß die Behörden übereinstimmend den angewiesenen Geldbetrag als viel zu niedrig bezeichnen, so muß man der Mindestzahl von 2—2½ Millionen Verwahrlosten, die der Verfasser errechnet, zustimmen — wobei die Zahl der Kinder, die aus der Kollektivierung von etwa 600 000 Kulakenwirtschaften übrig bleiben werden, noch gar nicht eingerechnet ist. — Hierbei ist richtig, daß vor der Einführung des Fünfjahrplanes die Ziffer der Besprisornije im Abklingen war: es sind nämlich jährlich etwa 200 000—300 000 gestorben, die meisten an Unterernährung, viele an Nikotin-, Alkohol- oder Morphiumvergiftung, noch mehr an traurigen Folgen erworbener oder vererbter Geschlechtskrankheiten.

Die Literatur der Revolution ging ebenfalls über Gräber; der größte Teil der „Alten" hat ihre Heimat verlassen oder verlassen müssen, z. B. Bunin, Balmont, Mereschkowski, Arzybaschew, Sinaida Hippius — Andere sind in Rußland selbst gestorben, Rosanow und Alexander Block an Hunger, Sobol und Issenin durch Selbstmord, Gumjlev durch die Tscheka.

Was geblieben oder neu hinzugekommen ist, macht jetzt „Klassenliteratur", eine andere ist ja verboten. Eben deshalb gibt es auch zwei Gruppen von Klassenliteratur: Radikale, auf dem

Posten stehenden Zensoren der kommunistischen Partei (daher ihr Name „Napostowzy") — und Gemäßigte, Nicht-Kommunisten, die bloß mitlaufen, daher auch so genannt werden („Poputschiki" = Mitläufer). Die Themen, die sie alle abwandeln, abwandeln müssen, sind eigentlich nur zweierlei — Revolution und Sexualität. Auf die Dauer wurden freilich beide Gedankengruppen auch den Arbeitern zu langweilig, und es melden sich immer häufiger Stimmen, die diese „Agitation" ablehnen.

2

Der aufmerksame Leser wird vielleicht gemerkt haben, daß wir aus dem Abschnitt „Kultur" den allerersten Aufsatz „Bolschewismus und Religion" (S. 437—458) übergangen haben. Er stammt von dem Königsberg-Warschauer Professor Nikolaus von Arseniew und soll hier, in Verbindung mit der dasselbe Thema behandelnden Broschüre J. Iljins noch rasch Erwähnung finden. Diese Koppelung ist nicht absichtslos, denn tatsächlich sagen beide Abschnitte in mancher Hinsicht dasselbe — aber kann man hier ernstlich noch etwas Anderes sagen? Wenn Arseniew zitiert: „In Rybinsk wurde die Arztin Maritzkaja entlassen, weil sie den Nonnen des örtlichen, jetzt geschlossenen Klosters kostenlos ärztliche Hilfe zuteil werden ließ" (Besboschnik Nr. 394), so wird das noch verständlicher aus einem anderen Zitat, das Iljin bei Jaroslawskij, dem Führer der Gottlosenverbände findet („Auf der antireligiösen Front", russisch, S. 132): „Wenn man für den Sieg einer bestimmten Klasse zehn Millionen Menschen umzubringen braucht, wie es der letzte Krieg getan hat, so muß es gemacht werden, und es wird gemacht."

Gut ist, daß Iljin in einem eigenen Abschnitt (S. 20) die Frage beantwortet, die mir so oft in Massenversammlungen gestellt wird: „Wie ist es möglich, dies alles zu dementieren?"

Hier die Antwort, mit der wir den Leser endgültig auf die Lektüre des Originals selbst verweisen: „Die (bolschewistischen) Dementis behaupten im Grunde genommen, daß der religiöse Glaube als solcher im Sowjetstaate nicht verfolgt wird; etwa so, wie es ein leitender Kommunist (Tomskij) einmal ausgeführt hat: „Wären eure Überzeugungen — Überzeugungen, und nur Überzeugungen, hättet ihr sie nicht ausgesprochen, hättet ihr für sie keine Propaganda und Agitation geführt, dann hätten wir auch über deren Bekämpfung nicht gesprochen. Denn Träume und verschwiegene Überzeugungen werden von uns nicht bekämpft." Der Glaube also, der verschwiegen und nicht geäußert wird, der im äußeren Leben einfach dissimuliert wird, — der wird nicht verfolgt." Das ist dann der tiefe Sinn der bolschewistischen und oft auch christlichen Dementis.

Übrigens haben auch die Gottlosen-Verbände ihren Fünfjahrplan. Er soll am 1. Oktober 1933 folgende Ergebnisse zeitigen: Steigerung des Mitgliederstandes auf 17 Millionen reiferen und 18 Millionen jugendlichen Alters. Endgültige Vernichtung religiöser Einflüsse auf die Familie und Einführung antireligiösen Unterrichtes an den Hochschulen. Hebung der Zeitschrift „Besboschnik = Der Gottlose" auf eine Auflage von 1,5 Millionen Exemplaren ...

Wie deklamierte doch einmal ein deutsches bolschewistisches Kind?

„Vater unser, der Du bist,
Der liebe Gott gehört zum Mist
Der gute Jesus auch dazu
Dann bleibt die ganze Welt in Ruh ..."

Wien, zur Zeit Rom Hans Koch

Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung

Das Hereinbrechen der Endzeit — Zeichen der Endzeit — Die letzte Schlacht — Das Gericht — Die Weltenwende — Auferstehung — Die neue Zeit — Das Paradies — Neuwerdung — Das neue Reich

1

Zeugnisse eschatologischer Vorstellungen finden sich nicht nur in der Arbeiterdichtung, sondern — wie allgemein bekannt — auch sonst allenthalben in der Vorstellungswelt der Arbeiterschaft. Sie fehlen auch nicht in den Teilen der Arbeiterschaft, die sich weithin den kirchlich-religiösen Einflüssen entzogen haben, ja, sie sind oft um so reiner ausgeprägt, je stärker die Arbeiterbewegung von radikalen Erwartungen erfüllt ist[1]).

Es sei hier versucht, an einer Darstellung der entsprechenden Äußerungen der Arbeiterdichter aufzuweisen welche einzelnen Züge eschatologischen Charakters gerade bei den oben genannten Teilen der Arbeiterschaft auftauchen und welche christlichen Symbole in diesem Zusammenhang aufgenommen oder umgebildet werden. Selbstverständlich können dazu nur solche Arbeiterdichter herangezogen werden, deren Schriften auf die sozialistisch gerichtete Arbeiterschaft eine Wirkung ausüben oder in denen sich deutliche Züge der sozialistischen Vorstellungswelt spiegeln (wobei nicht im engeren Sinne an Parteivertreter gedacht zu werden braucht). Bei Lersch, der mit herangezogen ist, muß von vornherein berücksichtigt werden, daß er Katholik ist. Trotzdem kann er mit untersucht werden, da er zweifellos nicht ohne Wirkung auf die Arbeiterschaft ist, namentlich auf die Jugend, und sich seine Dichtungen weithin den sich sonst ergebenden Zügen einfügen.

Geht man von einem zahlenmäßig so kleinen Kreis von Aussagenden aus, so ist von vornherein wahrscheinlich, daß das sich Ergebende nicht den mittleren Durchschnitt der in der Arbeiterschaft lebendigen Anschauungen ergibt. Was aber erreicht werden kann, ist die Beschreibung eines oberen Niveaus religiösen Lebens und religiöser Vorstellungen von Menschen, die das Arbeitsschicksal und das Arbeiterleben am eigenen Leibe kennengelernt haben. Ist es nicht nötig, auch diese obere Linie einmal festzulegen? Zudem mehren sich die Anzeichen dafür, daß die von den Arbeiterdichtern ausgeprägten Vorstellungen für einen großen Teil der Arbeiterschaft richtungweisend werden. Dahin gehört die Tatsache, daß die Veranstaltungen der „proletarischen Festgestaltung" ständig im Wachsen begriffen sind und daß die Werke der Arbeiterdichter dabei einen bevorzugten Platz einnehmen.

So ermöglicht eine Darstellung der Eschatologie in der Arbeiterdichtung eine Ergänzung und Korrektur der auf Grund von Fragebogen in dem bekannten Buch von P. Piechowski „Proletarischer Glaube"[2]) beschriebenen Tatsachen. Dabei hat ein Ausgehen von den Arbeiterdichtern den Vorteil, Aussagen zu untersuchen, die aus freiem Antrieb gestaltet sind, während es sich bei den Fragebogen zwar um ein zahlreicheres Material, aber immer mehr oder weniger um ad hoc gemachte Äußerungen handelt, die zudem meist von Menschen stammen, denen es äußerst schwer fällt, ihr Wollen und ihre Erlebnisse in Worte zu kleiden.

Allgemein muß vorbemerkt werden, daß die Vorstellung eines eschatologischen Ereignisses in starkem Gegensatz zu dem modernen und gerade in der sozialistischen Theorie so wirksamen Glauben an das Entwicklungsgesetz steht. Daß trotzdem in der Arbeiterdichtung die eschatologischen Gedankengänge so allgemein und verhältnismäßig einheitlich vertreten werden, läßt ihre besondere Bedeutung erkennen. Immerhin ist vielfach das Ineinander von Entwicklungsglauben und endgeschichtlicher Vorstellung zu beobachten. Bei einigen Dichtern stehen die beiden Gedankenreihen in merkbarer Spannung. Dabei tritt der Entwicklungsgedanke in der Vorstellung einer auf göttlichen Kräften beruhenden ständigen Schöpfung auf, an der die an der „Ewigkeit bauende Menschheit" beteiligt ist. Eine solche Auffassung spricht z. B. aus folgenden Zeilen aus B. Schönlanks „Erlösung"[3]), in denen von der Erde gesagt wird:

... Heilige Kraft auch ihr keimender Zeit;
Mache die Wege ihr blühend und weit.
In eurer Tage Kranz liegt fernes Glück
Werfet empfangenen Glanz doppelt zurück. ...
Du Kommen ferner Zeiten, wir tragen dich im Schoß,
Wir wollen dir bereiten ein immer schönres Los.
Wie soll dein Werden schwellen
Von immer stolzrem Drang! ...

[1]) Vgl. dazu die eingehende Untersuchung über „die religiöse Symbolik der deutschen Arbeiterdichtung". Von Friedrich Falk. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1930.

[2]) Vgl. CW 1927, 22, 1058 ff., 1064 f.

[3]) Laubscher Verlag, Berlin.

Ähnliche Gedankengänge tauchen auch bei solchen Dichtern auf, die vorwiegend an eine „Vollendung" im eschatologischen Sinne glauben. Weil die Eschatologie in der Arbeiterdichtung nicht aus radikal transzendenten Gottesvorstellungen heraus entwickelt ist, ist das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Anschauungsreihen nicht immer sehr stark.

Eine andere, häufig vorkommende Abschwächung der Eschatologie liegt in der stark entwickelten eigenen Aktivität dem kommenden Reich gegenüber. So ergeben sich Äußerungen wie „wir wollen das tausendjährige Reich bauen". Die entstehende Schwierigkeit zwischen aktivem Gestaltungswillen an dem Werk der „Erlösung" und dem Bewußtsein von dem „ganz anderen" Charakter des Gottesreiches, das nicht vom Menschen her erreicht werden kann, sucht Zech einmal so zu lösen, daß das „Reich", an dem der Mensch arbeitet, nur bis „vor das Tor zu einem Tor" führen kann, hinter dem erst das wahre Reich liegt (Der feurige Busch, S. 116)[4]):

> ... Wir sind noch nicht wie Kinder wieder klein geworden,
> demütig und dem letzten Bettler gleich —
> und legen schon den Grund zu einem Reich
> der Mitte, wo wir noch mit Worten morden. ...
>
> Wir stehen vor dem Tor zu einem Tore,
> dahinter erst Unendlichkeit beginnt.
> Wir wissen nur, daß wir erkoren sind,
> von allen Stirnen abzureißen die befrornen Flore.
>
> ... eh wir versammelt sind zum großen Heer
> verbrüderter Gewalten,
>
> muß nichts als Liebe laut sein auf den Gassen;
> bis hoch von ihrem Licht erhellt
> in unseren Händen die erlöste Welt
> einströmt wie aller Meere Wassermassen.

In der Regel kommt aber die Antinomie zwischen dem Willen zur Gestaltung und der Erwartung eines plötzlichen, unabhängig vom Menschen einbrechenden Ereignisses nicht zu bewußtem Ausdruck.

Das Hereinbrechen der Endzeit

Für die Untersuchung der Eschatologie in der Arbeiterdichtung lassen sich drei Vorstellungsgruppen herausheben, in denen die wichtigsten Sonderheiten ihrer eschatologischen Anschauungen erkennbar werden: Das sind die Vorstellungen von dem Zeitpunkt des Ereignisses, die von seinem Charakter und die von der Zeit nach seinem Hereinbruch.

Gelegentlich taucht zur Bezeichnung des Zeitpunktes der ganz allgemeine Begriff „Zukunft" auf, wenn von der endgeschichtlichen Erwartung die Rede ist. Aber diesem Begriff fehlt die feste Prägung. Er wird auch für die mit der geschichtlichen Entwicklung kommende Zeit gebraucht. Vereinzelt finden sich Bezeichnungen wie „Neue Zeit" im eschatologischen Sinne.

Gewöhnlich dient aber zur Bezeichnung des eschatologischen Ereignisses das Symbol „der Tag" oder „ein Tag". In dieser Bezeichnung liegt es, daß nicht die Vorstellung einer allmählichen Wandlung zu Grunde liegt, sondern ein plötzliches Da-Sein. „Der Tag" bricht über die Zeit herein: (Barthel, Botschaft und Befehl, S. 105):

> ... ein Tag, der anrollt mit Pracht.

Oder: (Graf, Wir sind Gefangene, S. 173):

> ... und einmal wird ein Tag sein,
> den wir ewig suchten,
> — wie Pyramide strahlend aus entnütztem Schwall —
> der Gnade trägt in alle gierverruchten
> Wahnjahre unserer Erdenpein —

Nach diesem Tag wird gerufen in inbrünstigem Verlangen: „Wann kommt der Tag?"

In der Bezeichnung „der Tag", „jener Tag" ist wohl das alte eschatologische Symbol, das schon die jüdischen Propheten als speziellen endgeschichtlichen Terminus verwendeten, unbewußt aufgenommen. Im Alten Testament tritt der Ausdruck „der Tag" gewöhnlich in Verbindung mit genaueren Bestimmungen auf: „Tag des Zornes", „Tag des Gerichtes", „Tag der Heimsuchung" und namentlich „Tag des Herrn". Aber auch die einfache Bezeichnung „der Tag" findet sich und ist als eschatologisches Symbol wirksam.

In der Arbeiterdichtung tritt die Bezeichnung „Tag des Herrn" nicht auf. Dazu ist im Ganzen gesehen die Vorstellung eines persönlich handelnden Gottes im Zusammenhang mit der eschatologischen Erwartung zu schwach ausgeprägt. Dagegen findet sich in der Arbeiterdichtung neben den oben genannten alttestamentlichen Ausdrücken „Tag des Gerichtes", „Tag der Heimsuchung" usw. die traditionelle Bezeichnung „der jüngste Tag" (Zech, Der feurige Busch, S. 73):

> O jüngster Tag, von himmlischem Gedröhn umwittert, ...
> erwacht zu ungeheurer Schöpferkraft
> schießt Gottes Blut, das einmal schon vergeblich rann,
> durch aller Menschen Herzen, steil gestrafft
> und steht dreifache Sonne über Kanaan. ...

Zeichen der Endzeit

In allen Eschatologien spielen die Anzeichen des Endschicksales eine große Rolle. Entweder werden bestimmte Naturereignisse als Vorzeichen seines baldigen Eintritts angesehen, oder werden große geschichtliche Katastrophen als Beginn des eschatologischen Dramas aufgefaßt. Dementsprechend treten Weissagungen auf. Die Entwicklung solcher Vorstellungen in der Arbeiterdichtung ist schwach. Einige Äußerungen gehören aber doch hierher. Wo sie auftreten, knüpfen sie sich an geschichtliche Katastrophen. Darin zeigt sich die Wirkung der ökonomischen Katastrophentheorie des Sozialismus, wie umgekehrt die starke Wirksamkeit gerade dieser Theorie trotz der offensichtlich anders verlaufenden geschichtlichen Entwicklung, die sie voraussagen sollte, erkennen läßt, daß sich im Grunde hinter dieser Theorie für die Arbeiterschaft eschatologische Erwartungen verbergen.

Zech hat aus der hochgespannten Stimmung unmittelbar nach dem Kriege, die Vorzeichen zu enthalten schien, die zu einer Naherwartung führten, „Weissagungen Michas" geschrieben (Der feurige Busch, S. 78), in denen sich solche Erwartungen lebhaft wiederspiegeln:

> ... Ich aber sage euch, es schwärt ein Stern,
> ein grüner Stern, der sammelt alle Hingerafften,
> und schart sie schwarz um Magdalena wie um einen Kern.
> Und Kern ist Schoß; aus dem wird uns Messias kommen,
> Messias, neu erhobener Herr der Frommen.

Aus dem Gedicht geht hervor, das unter den sich um Magdalena Scharenden in erster Linie die Proletarier verstanden sind. Magdalena selbst ist ein entsprechendes Symbol: der von den Pharisäern der Zeit verworfene Mensch. Bezeichnend ist auch die Symbolik des „Schoßes", der zugleich der „Kern" ist, der sich zusammenschart. Die „Gottesmutter", aus der der neue Messias kommen soll, ist also das sich zusammenfindende Volk selbst. In einer zweiten „Weissagung Michas" wird der Gedanke von dem kommenden Erlöser stärker konkretisiert (Der feurige Busch, S. 80):

> Ich aber sage euch, es ballt sich schon in eines Weibes Blut
> die Gottesfrucht, die einmal erst entschlüpft der Lücke,
> die sieben Tore des verschlossenen Reichs entriegelt
> und seine Stärke mit gemeinem Tod besiegelt.

Zech ist nicht der Einzige, der aus der Inbrunststimmung jener Zeit, in der die großen Erschütterungen als Vorzeichen eines gewaltigen Ereignisses angesehen werden konnten, zu derartigen messianischen Dichtungen kam. So schrieb auch Oskar Maria Graf damals eine „Weissagung", in der sich ähnliche Erwartungen spiegeln (Amen und Anfang, S. 56)[5]):

[4]) Musarion-Verlag, München.

[5]) Verlag Bachmair und Co., München.

Einer wird kommen, erhöret mich Brüder!
Wolken am lenzenden Himmel deuten sein Zeichen
und wandernde Sterne strahlen verwelkend seinen wundreichen Tagweg
durch sterbende Zeit.
Einer wird kommen, der euch die Last abnimmt
und sie wieder allein gen Golgatha trägt,
da er all euer Schmerzliches auf seine kämpfenden Schultern ladet.

Herr! Gott! Menschferner Herrscher aller Gefilde!
Siehe, tiefer noch senkt sich mein erdschwaches Kleinsein vor Dir
und lohender wird meine Bitte;
Sende ihn! Schenk ihn uns, diesen Erwarteten,
eh' der Abend uns austrinkt und wieder entschlafen läßt...!

Aber es handelt sich in solchen Gedichten **nicht** um den erhöhten Christus, der als Richter und Herrscher erwartet wird, also nicht um den Gedanken der Parusie, sondern um die Erwartung eines **neuen** Messias, der sich wieder ans Kreuz schlagen läßt. So bedeuten solche Erwartungen auch noch nicht eigentlich das Endschicksal, obgleich die Frage ist, wie weit da unterschieden wird. Bei Zech ist jedenfalls auch von der Entriegelung des Reiches in diesem Zusammenhang die Rede. So sind solche Dichtungen charakteristisch für das Auftreten ausgeprägt religiöser Vorstellungen innerhalb der eschatologischen Erwartungen. Daß ähnliche Gedankengänge auch stark politisch gefärbt sein können, zeigt das Gedicht „Aufbruch" von Max Barthel (Das Herz in erhobener Faust)[6]:

Wir lagen vier Jahr in Krieg und in Blut
und trugen knirschend die Schmach.
Aber wir standen aufrecht im Blut,
als die Hölle hinter uns brach.

Aus engen Verließen nach Paradiesen
brachen wir auf allesamt,
als die Posaunen Empörung bliesen,
als die Revolte entflammt.

Wie biblische Männer im Feuer stehn,
mit der Inbrunst des Glaubens bewehrt,
so war unser Marsch ein ins Himmelreich gehn
von der Inbrunst des Glaubens verzehrt.

Ein selig Marschieren durch himmlische Türen,
die durch der Armut Spott
die Elenden endlich zur Heimat führen
hin zu dem Heiland und Gott.

Die Hochspannung jener Zeit ist längst verflogen. Ähnliche Gedankengänge tauchen in der Arbeiterdichtung seit 1920 nicht mehr auf. Die Naherwartung ist verschwunden; die Zeit der Erfüllung ist in unbestimmte Ferne gerückt, die eschatologische Erwartung abgeebbt. Aber das Auftreten verschiedener typischer Symbole in diesen Dichtungen verrät, wie lebendig solche Vorstellungen im Grunde unter der Decke liegen, wie stark alte eschatologische Erwartungen, namentlich aber die jüdisch-christliche Apokalyptik eingewirkt haben. Die Vorstellung vom „Kern" knüpft an die alten Vorstellungen vom Rest, die seit Amos (5, 15) eine Rolle spielen. Das alte Motiv vom erscheinenden Stern ist aufgenommen. Die Vorstellung von der „Entriegelung der sieben Tore des Reiches" erinnert lose an die zwölf Tore des himmlischen Jerusalem, „die nicht mehr verschlossen sind" (Off. Joh. 21, 25). Es fehlen auch nicht so typische apokalyptische Requisiten wie die Posaunen.

Die letzte Schlacht

Auch zur Bezeichnung des **Charakters** des eschatologischen Ereignisses dienen alte eschatologische Begriffe. Zu nennen sind hier besonders die Ausdrücke „Auferstehung", „Weltenwende", „Gericht" und „Letzte Schlacht". Die mythologischen Vorstellungen, aus denen die Begriffe stammen, sind großenteils verblaßt. Die Begriffe werden zuweilen wahllos angewendet.

Das Motiv der „**letzten Schlacht**" ist nur noch in schwachen Anklängen zu finden. Auf sie wird angespielt, wenn es in dem großen eschatologischen Schlußgesang zu Heinrich Lerschs „Mensch im Eisen" heißt (S. 203)[7]:

Erde, wir kommen! Erde des Menschen Vaterland,
wir kommen, die letzte Schlacht zu wagen:
die Schlacht in uns selbst.

Hier ist mit der Erwähnung der letzten Schlacht die aktivistische Haltung betont, die in vielen Äußerungen der Arbeiterdichtung zu Tage tritt.

Daß der Begriff der „letzten Schlacht" eine besondere Bedeutung für die Arbeiterbewegung hat, zeigt auch sein Auftreten in dem in der Arbeiterschaft viel gesungenen Lied: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit", bei dem nach einer eschatologisch gestimmten Lichtsymbolik die Worte stehen: „Heilig die letzte Schlacht!". Während Lersch versucht, in seiner Verwendung dieses Begriffes die Schlacht ins Innere des Menschen zu verlegen, wird sonst bei diesen Worten wohl immer an die Revolution oder dergleichen gedacht. Verwendet man aber diesen Ausdruck für ein erwartetes Ereignis, so liegt die Vermutung nahe, daß man im Grunde hinter dem äußeren Ereignis den eschatologischen Hereinbruch erwartet. Darum ist die „Schlacht" heilig. Für Lersch bedeutet die Revolution ganz deutlich einen inneren Vorgang, wenn er bekennt (Eckart III, 5):

Die unerhörte aller Revolutionen kündigt sich an. In der „inneren Umkehr", in der seelischen „Umgestaltung" ist die Kraft dieser Revolution. Während alle anderen Revolutionen aus dem Druck der materiellen Macht entstanden sind ... wird die große kommende Revolution die metaphysisch gegründete, aus „Gott geborene" Revolution sein, die — wie Christus in die damalige Welt — in unsere Welt hereinbrechen wird. ...

Die Bezeichnung „letzte Schlacht" selbst stammt aus der in zahlreichen Sagen bis heute überlieferten alten eschatologischen Vorstellung. Diese Sagen lassen die besondere Nachwirkung der germanischen Eschatologie erkennen. Denn im Mittelpunkt dieser germanischen Eschatologie steht das Motiv einer großen Entscheidungsschlacht. Zwar spielt auch in der jüdisch-christlich-persischen Eschatologie das Motiv eines Endkampfes eine Rolle, aber es tritt doch hinter dem Gerichtsgedanken zurück. Außerdem wird der Kampf dort als ein Akt Gottes (bzw. Christi, Michaels, Mithras, Ahura Mazdas usw.) gegen die Feinde aufgefaßt, bei dem Mitkämpfer nur eine sehr geringe Rolle spielen. Im germanischen Ragnarök dagegen scheint es sich von vornherein um die Vorstellung einer „Schlacht", nicht nur um einen „Kampf" zu handeln. Jedenfalls ist in den germanischen Vorstellungen infolge des Gedankens an die Vielheit der Götter und an die mitkämpfenden Einherjer das Motiv der großen, sich gegenüberstehenden Heere ausgebildet worden. Gerade dieses Motiv aber bot die soziologische Voraussetzung für die Wirksamkeit der Vorstellung von der „letzten Schlacht" in der Arbeiterschaft. Freilich ist damit wie auch in den Sagen viel von dem transzendenten Charakter des ganzen Motivs aufgegeben.

Ein Nachklang der Vorstellung von der „letzten Schlacht" findet sich auch in einem Gedicht Barthels, wo sie symbolisiert wird durch den Hammer. Der Begriff „Schlacht" ergibt sich dabei aus der Parallelisierung zur „Arbeitsschlacht". Über die einzelnen sozialen und zeitgeschichtlichen Bedingtheiten der eschatologischen Erwartung, wie sie in diesem Gedicht vorkommen, ist weiter unten noch die Rede (Botschaft und Befehl, S. 136)[8]:

... Wir wissen: Einmal endet alle Not.
Das Werk wird uns erfreuen und beseelen
und springt nicht mehr nach unseren Kehlen
und mischt verdammtes Gift ins trockne Brot.
Dann werden singend die Maschinen und Motore kreisen,
in jedem Radschwung schwingen wir um die erlöste Erde,
daß sie noch strahlender, noch heimatlicher werde,
daß alle Menschen Freunde, Brüder heißen.
Schlag zu, o Hammer, in der Arbeitsschlacht,
schlag zu, o Hammer, daß die Knechtschaft kracht!

Das Zuschlagen des Hammers in der „Arbeitsschlacht" nimmt hier symbolisch die letzte Schlacht vorweg.

[6]) Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam.
[7]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
[8]) Verlag Büchergilde, Berlin.

Das Gericht

Etwas häufiger als die Vorstellung von der letzten Schlacht und stärker mit Einzelzügen begabt ist die „Gerichtsvorstellung". Sie ist, wo sie auftritt, nicht verbunden mit dem Kampfmotiv. Die Trennung der beiden Vorstellungen spricht für ihre verschiedenartige Herkunft. Die Gerichtsvorstellung stammt ganz offenbar aus der jüdisch-christlichen Eschatologie. Aber sie wird nicht einheitlich vertreten. Einige Dichter knüpfen stärker an die Ausprägung dieser Vorstellung in der jüdischen Prophetie an, sie sprechen von dem Gedanken der „Rache", des „Zorns", wobei sich aber in schroffem Gegensatz zu den Propheten in solchen Dichtungen das Volk selbst als Richter fühlt. So kann der Revolutionstag „Tag des Gerichtes", „Tag der Rache" genannt werden. Rothenfelder stellt diese Auffassung des „Gerichtes" in seinem Sprechchor „Weltenwende" dar, wenn er Teile des Chores sprechen läßt (Glocke 1923/24, S. 955 f.):

Kündet, Posaunen den Tag des Gerichts!
Tag des Gerichts!
Sei Flamme!
Tag des Zornes!
Sei Feuer!
Sei Glut und Sturm!
Sang richtenden Zorns.
Großer Tag: Zorn und Rächen
wird aus Tiefe flammend brechen,
Urteil dieser Welt zu sprechen.
Volk im Dulden, Volk im Weinen,
Leuchtend will dein Tag erscheinen,
Dich zum Richtervolk zu einen.
Dröhnt, Posaunen, zündet Flammen,
Glüht in Brand der Welt zusammen.

Aber der Dichter selbst teilt offenbar diese Gerichtsauffassung nicht. Er läßt den Worten des Chores eine Einzelstimme antworten:

Brüder, Brüder,
Nicht Haß der Menschenwelt.
Nicht Rache, Toren,
Die Menschheit nie gekannt!
Wir gingen das Haupt dem Ewigen zugewandt
Und waren in Nächten vom Taumel des Lichts erhellt. ...

Eine ganz ähnliche Umdeutung des Gerichtsgedankens findet sich in einem Vorspruch zum Flammentanz (in Brögers Sammlung: Jüngste Arbeiterdichtung S. 32)[9]:

... Heiliger Schwur
Unsere Herzen entfacht:
Rächer zu sein?!

Nein, Brüder, nein! —
Allumfassende Menschenliebe
Sei der Pulsschlag
Im Weltgetriebe
Künftiger Zeit. ...

Der verstorbene österreichische Arbeiterdichter Alfons Petzold dagegen geht mehr von der christlich beeinflußten Gerichtsvorstellung aus, in der der gütige und weise Richter zu Gerichte sitzt. Er nimmt dabei Züge der in vielen Bildern und Liedern ausgemalten Vorstellung vom Jüngsten Gericht mit auf. Er spricht sogar von den goldenen Engelsflügeln der im Jüngsten Gericht in die Seligkeit Aufgenommenen und läßt die Verdammten der „Hölle bittere Pein" kosten (Totentanz, S. 15)[10]:

Gerichtstag

An einem Tage werden die Steine künden
von Menschenleid, das ihre Fläche trat,
das sich in ihrem Schatten blutig weinte,
unendlich oft zu Haß und Blut versteinte,
wenn es aus seiner Tage Höllenschlünden
vergebens um der Güte Balsam bat.

An einem Tage werden die Bäume sprechen
von Knechten, Mägden, die in ihrem Kreis
von ihrer Schmach zuckenden Munds erzählten,
aus harter Hülle ihre Herzen schälten,
um sie wie volle Nüsse aufzubrechen —
als Kern darin die Liebe, still und heiß.

An einem Tage werden alle Dinge
voll Stimme über schwarzen Wolken sein,
und nur die Menschen müssen stumm verharren,
indeß sie in das Auge Gottes starren,
ob ihnen wird die goldene Engelsschwinge,
ob ihnen wird der Hölle bittre Pein.

Zweifellos findet eine solche Äußerung bei nur sehr geringen Teilen der Arbeiterschaft Verständnis. Aber so traditionell das Gedicht in einzelnen Zügen gemalt ist, so unterscheidet es sich doch darin wesentlich von der kirchlich-christlichen Auffassung, daß die Entscheidung über den Einzelnen nicht auf Grund seines Glaubens oder seiner Werke gefällt wird, wie etwa in der Offenbarung (20, 12 ff.), sondern davon abhängt, wieviel Leid er erdulden mußte und wieviel Liebe er dennoch besitzt. Auch darin ist ein wesentlicher Unterschied gegeben, daß hier nicht die Verhaltensweise des Einzelnen in Gottes Allwissenheit gegenwärtig gedacht oder aus dem „Buche des Lebens" abgelesen wird, sondern Stein und Baum und alle Dinge ihr Zeugnis ablegen.

Kamenz, Schlesien Friedrich Falk

(Schluß folgt)

[9]) Arbeiterjugendverlag Berlin.
[10]) Feuer-Verlag Leipzig.

Bücher und Schriften

Die Not der evangelischen Kirche. Vortrag, gehalten in Berlin am 31. Januar, in Bremen am 13. Februar und in Hamburg am 14. Februar 1931. Von Karl Barth. „Zwischen den Zeiten" Jahrg. 9 Heft 2. München, Chr. Kaiser. Einzelheft 2.30 M.

Dieser Vortrag, den Professor Barth vor hunderten von Zuhörern in den drei Städten gehalten hat, wird hier veröffentlicht mit einem Nachtrag, der eine Verwahrung gegen den Generalsuperintendenten D. Dibelius und seine alsbald erschienene Antwort enthält. Die Veröffentlichung des D. Dibelius ist uns nicht bekannt geworden, wir haben es nur mit Barths Vortrag zu tun.

Die Haltung der CW Karl Barth und der ganzen dialektischen Theologie gegenüber unterliegt andauernd einer entgegengesetzten Beurteilung. Für die Einen sind wir Schrittmacher und heimliche Gönner dieser Richtung, Andre behandeln uns wie ihren dezidierten Feind. In Wirklichkeit liegt die Sache einfach genug. Ich für meine Person habe den Anschluß an diese Theologie nicht gefunden. Daß ich mich aber in einer steten stillen Auseinandersetzung befinde (weniger mit ihrem System als mit ihrer Frömmigkeit), kommt in dem, was ich schreibe, ganz von selbst zu Tage. Ich gehöre zu den „älteren Herren", die, wie Barth S. 106 mitleidig konstatiert, nicht mehr recht mitkönnen. Aber das hindert mich nicht, seine und seiner Genossen Art durchaus ernst zu nehmen und ihr eine Mission zuzuerkennen. In diesem Vortrage fand ich nun eine wunderschöne Stelle, die mich richtig erquickt hat. Sie lautet (S. 112):

„Das Gesetz Gottes könnte doch nur da verkündigt und geglaubt werden, wo zuvor das reine, d. h. bedingungslose, keinerlei Gegenseitigkeit vorsehende Evangelium verkündigt und geglaubt ist. Das Gericht über die Sünde und der Streit gegen sie könnte doch nur da ernst sein, wo die Gnade viel ernster genommen ist als alle Sünde ..." *).

Wenn nun das ganz eigentlich Kern und Stern meines Verständnisses vom Evangelium ist, fallen da nicht alle Schranken? Aber mein Eindruck von Barths Dogmatik und von dem, was seine Schüler von ihm mitbringen, ist nun eben nicht der von diesem Primat und Prinzipat der Gnade, sondern es scheint uns das Gewicht doch auf Voraussetzungen und Bedingungen gelegt, die gerade ihn nicht aufkommen lassen. Das Gericht steht im Vordergrunde und die Buße geht dem Glauben voran. Gewiß ist das Gericht selbst Gnade und die Buße selbst Glaube. Aber für mich ist das schlichte, einzig notwendige, göttliche Wahrheit; für Barth ist es Gegenstand einer Dialektik, bei der ich nicht mitkann. Barth führt uns durch eine enge Pforte einen schmalen Weg. Aber seine Pforte und sein Weg sind etwas Andres, als was Jesus in der Bergpredigt meint.

Zum Ganzen des Vortrags: ich stehe mehr zu ihm, als wider ihn. Wie seinerzeit zu dem Quousque tandem. Aber als älterer Herr sehe ich eben doch manches anders. Man könnte Bände darüber schreiben. Ich will darum nur das Wichtigste bekennen. Ich müßte mich mit Barth vor allem über seinen ersten Teil auseinandersetzen. Kirche ist nach Barth, wo man an den gekreuzigten Gott glaubt und sich mit ihm kreuzigen läßt. Die Differenz ist (ganz abgesehen von den theologisch-metaphysischen Hintergründen) hier die. Das Wort vom Kreuz ist mir zwar weder ein Ärgernis wie den Juden, noch eine Torheit wie den Griechen, sondern göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Dennoch ist mir Jesus Christus nicht einfach und allein der gekreuzigte. Es geht mir so viel Leben aus von dem lebendigen (von dem doch die Evangelien in ihrem größten Umfang erzählen) und von dem

*) Die Sperrungen von mir.

Auferstandenen (den ich eben darin spüre, daß er über den Kreuzestod hinaus eine ganz andre Situation schafft, für mich — und für die Kirche), daß der Gekreuzigte mir nicht immer nur am Kreuze hängt und am Kreuze stirbt. Zu dieser Auffassung mag Paulus verleiten: Ich mache diese Verkürzung nicht mit. Man kann sich auch dafür auf die Reformation nicht berufen. Und vielleicht auch auf Paulus nicht.

Im zweiten und dritten Teil wendet sich Barth gegen beides: gegen die Flucht in die unsichtbare und gegen die Flucht in die sichtbare Kirche. Er sagt da viel Beherzigenswertes.

Die Dialektiker tun es ja insgemein nicht ohne ein Lutherzitat. Überhaupt, was wird heute nicht aus der unerschöpflichen Fundgrube Luther alles ausgegraben. Schönes, Interessantes, Bewegliches. Ich finde für mich und für die Kirche Frieden bei dem Wort aus „Grund und Ursach" 1521 zum zweiten der von der Bannbulle verdammten Artikel („Wer da leugnet, daß nach der Taufe in einem jeglichen Kind Sünde überbleibe, der untertritt Christum und Sankt Paul"):

„Daß also dies Leben nicht ist eine Frummkeit, sondern ein Fromm werden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesund werden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung: wir sinds noch nicht, wir werdens aber. Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber in Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg; es gluhet und glinzt noch nicht alles, es fegt sich aber alles."

Gott walt's, daß es bei einem jeden von uns so sei. Dann sind wir gewiß in der richtigen Kirche. R

Das Christusbild unserer Zeit. Von Curt Horn. Berlin, Furche-Verlag 1930. 80 S. 48 Bildtafeln. 12 M.

Zwei Bücher rufen in letzter Zeit besonders zur Besinnung über die religiöse Kunst auf: die Bibel mit Bildern von Rudolf Schäfer und Curt Horn: „Das Christusbild unserer Zeit". Während R. Schäfers Bilderbibel in der Öffentlichkeit und ihrer Presse, teils ablehnend, teils anerkennend, besprochen wurde, hat die Sammlung von Christusbildern, die Lic. Horn zusammengestellt und mit einführenden und erklärenden Worten versehen hat, weniger Beachtung gefunden. Leider! Denn der Streit um das religiose Bild könnte sachgemäßer geführt werden, wenn die, die sich zu überheblichen Lobpreisungen der Schäferbibel hinreißen ließen, sich zuvor ein wenig Zeit zur Versenkung in das Christusbild unserer Tage genommen hätten.

Horn sammelt in seinem Buch 48 Christusdarstellungen „unserer Zeit". „Unsere Zeit" teilt er ein in zwei Epochen, deren Grenzscheide die weltanschauliche Krisis, die Zeitwende, der Übergang von Materialismus und Impressionismus zu Expressionismus und Gegenwart bildet. Er zahlt mit Recht die Bilder aus der Epoche vor der weltanschaulichen Krisis zu „unserer Zeit", denn jene Werke leben, wennschon sie historisch-genetisch der früheren Zeit angehören, doch im Gemeindebewußtsein als gegenwärtige, sie verkorpern, wie es im Streit um die „Schäferbibel" ganz deutlich gesagt wurde, einen großen Prozentsatz des gegenwärtigen religiosen Gemeindeempfindens. Zu den Werken dieser Epoche gehören vor allem Bilder von Klinger, Uhde, Gebhardt, Steinhausen, Thoma, Schäfer, Fugel, Bauer u. A. Zur eigentlich gegenwärtigen Epoche zählen — ich nenne nur die Bekanntesten: — Corinth, Jaeckel, Heckel, Beckmann, Schmidt-Rottluff, Thylmann, Kokoschka, Barlach, Kollwitz, Nolde, Kubin, Klaus Richter, Gies. Man muß nicht alle dort wiedergegebenen und besprochenen Bilder anerkennen, d. h. sie nicht als Ausdruck der eigenen Christus- und also der eigenen Glaubensvorstellung hinnehmen. Man wird sie auch nicht „schön" finden — aber darum geht es ja auch gar nicht, das kann man auch nicht von vielen Christusbildern Dürers oder Grünewalds oder Rembrandts sagen; aber sie sind wahr, wahr im Sinne von echt, erlebnisecht als Ausdruck unserer Zeit; sie sind Glaubensbekenntnisse, weil Christusbekenntnisse. Man könnte die beiden genannten Epochen einfach überschreiben: das Jesusbild und das Christusbild.

Die moderne Kunst ist schwer zu verstehen. Deshalb ist es gut, daß ein Kenner unserer gegenwärtigen Kunst, Curt Horn, einen einführenden und erklärenden Text gibt. Er geht aus von der Problematik des Christusbildes und sucht zu erklären, warum wir in den ersten christlichen Jahrhunderten wenig Christusdarstellungen haben, zeigt auf, inwiefern das Eindringen heidnischer Momente ins Christentum die Christusdarstellung fördert und bestimmt, wie dem entgegensteht das zweite Gebot — das Verbot der bildlichen Darstellung der Gottheit —, wie schließlich wieder Jesaj. 52—53 und Psalm 45, 3 die Christusvorstellung wecken. Den Zusammenhang von Religion und Kunst bezeichnet der Verfasser mit den Worten: „Kunst ist schöpferische Formgestaltung eines zwingenden inneren Erlebnisses, dem der Künstler nicht aus dem Weg gehen kann; es ist Bekenntnis und Zeugnis, das auch den Beschauer über ein ästhetisch-sentimentales Gefühl hinaus ergreift." Bekenntnis und Zeugnis aber ist auch echte Religion. Nach einer kurzen Darstellung der Typologie des Christusbildes erweist Horn die Unzulänglichkeit der alten Kunstmittel zur Neugestaltung des Christusbildes und sieht schließlich in der weltanschaulichen Krisis die Grundlage der neuen Christusgestaltung. Die Beschreibung fesselt einen oft gerade an solche Bilder, die man zunächst ärgerlich übergehen möchte. Horn öffnet uns die Augen, daß wir recht sehen lernen, eine Kunst, die uns leichtlich fremd und unerträglich erscheinen möchte. Wer Christus recht verstehen will, muß horen lernen; wer das Christusbild recht schauen will, muß sehen lernen. Dazu verhilft dies Buch. Hans Laut

Christentum und Sozialismus. Quellen und Darstellungen, herausgegeben von D. Dr. Ernst Barnikol, ord. Professor an der Universität Halle. Band 1: Weitling der Gefangene und seine „Gerechtigkeit". 280 S. Band 2: Gerechtigkeit. Ein Studium in 500 Tagen von Wilhelm Weitling. Kiel, Verlag Walter G. Mühlau 1929. 379 S. mit 2 Handschriften-Faksimiles. Zusammen 24 M.

Mit der Herausgabe der beiden Bände haben sich D. Barnikol (jetzt in Halle) und der Verlag ein großes Verdienst erworben. Wenngleich anläßlich seines 60. Todestages — er starb am 25. 1. 1871 — Weitlings besonders in der sozialistischen Presse gedacht wurde, so beginnt Barnikol doch mit seinen Weitling-Veroffentlichungen eine empfindliche Lücke auszufüllen.

Über dem Marxismus und der Beschäftigung mit ihm hatte man allenthalben vergessen, den in Weitlings „Utopismus" verborgenen Kräften nachzuschürfen. Die Vergessenheit, in die man Weitling geraten ließ, ist beinahe grotesk, wenn man sich Karl Marx' Worte vor Augen hält: „Was den Bildungsstand oder die Bildungsfähigkeit der deutschen Arbeiter im allgemeinen betrifft, so erinnere ich an Weitlings geniale Schriften, die in theoretischer Hinsicht oft selbst über Proudhon hinausgehen, so sehr sie in der Ausführung nachstehen. ... Vergleicht man die nüchterne kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutschen politischen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten literarischen Debut der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenhaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politischen Schuhe der deutschen Bourgeoisie, so muß man dem deutschen Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien. ..." Die moderne Arbeiterbewegung mag an Hand ihrer Erfahrungen über die praktischen Vorschläge Weitlings hinaus sein. Ob für den Sozialismus der „religiöse Einschlag" Weitlings ebenso „erledigt" ist? Die Frage gilt nicht minder der Theologie und Kirche!

Es ist zu wünschen, daß die von Barnikol in Angriff genommene Sammlung das Studium Weitlings aufleben läßt. Dies trotz aller Bedenken, die Barnikols polemisches „Kirchengeschichtliches Geleitwort" da und dort finden mag.

Walter Müller-Loerrach

Abriß der Sozialpolitik. Von Professor Dr. Ludwig Heyde. Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer 1930. 6. überarbeitete Aufl. 159 S. Geb. 1.80 M.

Es spricht für die zweckmäßige Anlage und Gliederung, für die zuverlässige Durchführung dieses Bändchens, wenn heute bereits nach 10 Jahren das 30. Tausend vorliegt. Die Sozialpolitik nimmt in Deutschland immer mehr Interesse in Anspruch; vielfach aber fehlt die Möglichkeit, durch Studium der weitverzweigten Literatur einen genügenden Einblick in die Weitmaschigkeit der Probleme zu erhalten. Hier erweist Heyde mit seinem Werkchen allen Interessierten einen großen Dienst. Besonders die Pfarrer, die ja heute mehr denn je mit den Aufgaben und Organen der Sozialpolitik in Berührung kommen und hier oft schmerzlich eine umfassende Orientierung vermissen müssen, dürfen dieses preiswerte Büchlein benützen. Heyde handelt zuerst vom Wesen der Sozialpolitik, gibt sodann einen Einblick in ihre Geschichte, wobei z. B. auch die christlich-soziale Bewegung kurz zur Darstellung gebracht wird. In einem dritten ausführlichen und gut gegliederten Abschnitt wird der heutige Stand der Sozialpolitik geschildert. Die letzten, neuen Verordnungen auf diesem Gebiete konnten natürlich nicht mehr berücksichtigt werden, was aber der Bedeutung des Bändchens schon deshalb nicht Abbruch tut, weil durch diese Verordnungen nichts prinzipiell Neues geschaffen wurde. (Ausnahme: die Krankenkassen-Verordnung!)

Ein Personen- und Sachregister erleichtert das Studium. Ein spezifizierter Literaturnachweis ermöglicht, einzelnen Spezialfragen nachzugehen. Walter Müller-Loerrach

Welterziehungsbewegung. Kräfte und Gegenkräfte in der Völker-Pädagogik. Von Oberstudiendirektor D. Otto Eberhard. Berlin, Furche-Verlag 1930. 256 S. 7.80, geb. 9 M.

Der bekannte Vorkämpfer christlicher Pädagogik gibt hier in lebendiger Sprache ein umfassendes Tatsachenmaterial über den Stand der Pädagogik auf der ganzen Erde. Die Darstellung ist getragen von der Sorge um die christliche Erziehung der Menschheit. Besonders wertvoll auch für den, der den Standpunkt des Verfassers nicht teilt, sind die Kapitel über die pädagogischen Bemühungen des Bolschewismus, Fascismus, der modernen Türkei und Chinas. Hinsichtlich Rußlands müßte allerdings weit mehr, als es geschieht, die Tatsache berücksichtigt werden, daß drüben auch die pädagogischen Probleme uns ungewohnt große Dimensionen annehmen, die an und für sich schon, unabhängig von den Prinzipien des Bolschewismus, ungeheure Schwierigkeiten hervorrufen. Die Darstellung des Aufbaus in Palästina stellt uns vor meist unbekannte, aber interessante Versuche. Der letzte Teil des Buches beschäftigt sich mit den „Christozentrischen Erziehungskräften in der Welt". Zu Gunsten einer ökumenischen

Pädagogik wird Front gemacht gegen eine rein religionspsychologisch-diesseitig orientierte, aber auch gegen die „Übergeistigkeit einer rein transzendent-theozentrischen Pädagogik". Die Arbeit ist durch ein ausführliches Quellenverzeichnis bereichert.

Walter Müller-Loerrach

Die religiöse Erziehungsaufgabe im heutigen Bauerntum. Von Johannes Tonnesen und Johannes Iversen. (Werkschriften der Berneuchener Konferenz.) Schwerin, Friedrich Bahn 1930. 42 S. 1.20 M.

Die Berneuchener Konferenz gibt Werkschriften heraus, in denen sie ihre Gedanken auf die einzelnen Gebiete überträgt. Mit dem Bauerntum beschäftigen sich die beiden Aufsätze des vorliegenden Heftes. Beiden gemeinsam ist die Mahnung, rückhaltlos sich die Situation einzugestehen: die Zerstörung des patriarchalischen Lebensgefühls und das Versagen der Erziehungsmächte gegenüber der Verflechtung des Bauerntums in die Weltwirtschaft. Die Kirche ist nicht Kirche, weil aufgelöst durch einen Individualismus, der nur an die Einzelseele denkt. Sie ist Institutionskirche mit einer großen Betriebsamkeit, aber keine Volkskirche. Es gilt auf heimatlicher Grundlage frei von allem Illusionismus neu aufzubauen, sich in die Zeit hineinzustellen mit all ihrer Not und zu zeigen, wie man das Leben anfassen muß.

Ewald Stier

National-Sozialismus. Von Friedrich Franz von Unruh. 20. Tausend. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag 1931. 63 S. 1 M.

Völkische Rasse. Religion und biblisches Christentum. Von Gerhard Richter, Pfarrer. Herausgegeben vom Kirchlichen Amt für Presse und Volksmission. Leipzig C 1, Roßstraße 14. 32 S. 30 Pfg. In Mengen billiger. Sonderdruck aus dem „Leipziger Kirchenblatt".

Völkische Selbstbesinnung. Von Alfred Dedo Müller. Leipzig, Eduard Pfeiffer Verlag. 40 S. 60 Pfg.

Von der wachsenden einschlägigen Literatur sind uns diese drei Schriften zugegangen. Sie wenden sich gegen die nationalsozialistische Bewegung.

Die erste — von Unruh — stammt von einem Dichter. Temperament gegen Temperament. Das kommt dem Enthusiasmus der nationalsozialistischen Jugend zu gute: Kapitel „Flamme empor!" Aber die Abrechnung ist schneidend.

Die zweite Schrift — Richter — ist ein apologetischer Traktat. Es geht ihr nicht um die nationalsozialistische Bewegung als politische. Die Gesamterscheinung des völkischen Geistes wird ins Auge gefaßt, sofern sie dem Christentum zuwider läuft. „Was die Kirche angeht und was die Kirche sagen muß." Auf S. 65 wird eine Aufzählung von 19 völkischen Gemeinschaften wiedergegeben (mit den Nationalsozialisten wären es 20), durch die sich Lic. Dr. Künneth verdient gemacht hat.

Die dritte Schrift — A. D. Müller — von dem Leipziger Professor der Praktischen Theologie ist eine wissenschaftliche Untersuchung, auf das innere Wesen der völkischen Bewegung gerichtet. An den drei Problemen der Individualität, des Lebens und der Erneuerung wird es geprüft. Vor allem daraufhin, wo nun das Neue, Lebenweckende, Erlösende der Richtung steckt. Zur Selbstbesinnung will es anleiten, aber zu einer solchen, die bis auf die letzten Gründe hinabdringt. — Das Büchlein ist so billig, daß es die ernsthaft Interessierten, die ernsthaft Beunruhigten, lesen sollten. R

Religiöser Realismus. Zwei Betrachtungen über den Zusammenhang der Friedensfrage mit dem Deutungsproblem. Von Dr. Alfred Dedo Müller. Leipzig, Eduard Pfeiffer Verlag. 23 S. 60 Pfg.

Der Verfasser hat den Mut, zwei Artikel, die 1924 und 1925 erschienen sind, heute noch einmal auf den Markt zu bringen. Aber er darf es, sie sind so aktuell wie damals. Obwohl der erste sogar bis auf Naumanns „Briefe über die Religion" zurückgreift. Mit Recht. Der Verfasser hat überhaupt eine sehr gute, fördernde Art, an die vorhandene Literatur anzuknüpfen und daran seine Meinung zu entwickeln. Vortrefflich S. 13 f., wie der Wirklichkeitssinn des Christentums einem ungenügenden Realismus als der ernstere und tiefere gegenübergestellt wird. R

Du Erde höre! Der Realismus und die Verwirklichung der christlichen Botschaft. Reden und Betrachtungen. Von D. Dr. Alfred Dedo Müller. Berlin, Furche-Verlag 1930. 342 S. 7.80 M. (Vgl. Nr. 6 Sp. 282.)

Mit diesem Sammelband, der 32 Vorträge, Predigten und Betrachtungen aus eigner Feder bringt, beschert uns der Leipziger Professor der praktischen Theologie und Direktor des Predigerkollegs eine willkommene Weiterführung seiner in „Religion und Alltag" vorgetragenen Gedanken. Unter den Überschriften: Gottes Wort an die Kirche, Gottes Wort an den naturgebundenen Menschen, Gottes Wort an den kulturgestaltenden Menschen handelt er, die heutigen verworrenen Lebensverhältnisse meisterlich beherrschend, schließlich ein Thema ab: Entlarvung des hohlen autonomen Realismus, der unserer Zivilisation das Gepräge gibt, und Verkündigung des religiösen Realismus, der zu den letzten Grundlagen und Kräften der wirklichen Welt vordringt. Es mag sein: wer, aus der früheren theologischen Generation stammend, an das Werk herantritt, wird sich in seine Gedankengänge erst nach und nach einlesen und zu mancher Einzelfrage seinen Vorbehalt anmelden. Kein Leser kann sich aber der ungemeinen religiösen Wucht entziehen, mit der hier die Gegenwartsprobleme: Kirche, Staat, Kultur, Arbeit, Erziehung, Moral, Völkerfrieden angefaßt werden und ihre Verankerung in der jenseitigen Welt aufgezeigt wird. Insbesondere gehören die Abhandlungen des letzten Teiles über die Krisis der Moral als kirchliches Problem, über die religiösen Voraussetzungen der sozialen Arbeit, über das Problem der Arbeitsfreude in der modernen Wirtschaft sicher zum Tiefsten, was über die Gegenwartsnöte gesagt worden ist. Kurz, das Buch fühlt unsrer Zeit den Puls und zeigt als einziges Heilmittel eine Radikalkur aus den Kräften der Ewigkeit. Unser Reichstag könnte viel daraus lernen, und die Parteiführer von rechts und links sollten es sich zu Gemüte führen, ehe sie die nächste Agitationsrede halten. Naturschwärmer, Lebensreformer, Moralisten und Pazifisten werden hier vor letzte Fragen gestellt. Vor allem aber führt es uns Leute der Kirche, Theologen und Laien, zur Besinnung: möge es denn wirken, wozu es gesandt ist!

Martin Eger

Menschenkenntnis. Fünf Rundfunkvorträge am Breslauer Sender. Von Wilhelm Schulz. Liegnitz, Vereinsbuchhandlung 1930. 102 S. 1.20 M.

Ein treffliches Brevier psychologisch feinfundierter und praktisch erprobter Lebensweisheit. Was da z. B. über die verschiedenen Charaktertypen, über das Schlagwort, über die sachliche Stellung zum Schicksal anschaulich und eindrucksvoll, ohne jedes Pathos und ohne jede fromme Phrase, ausgeführt wird, beweist, über welche volksmissionarischen Fähigkeiten der Verfasser verfügt, und macht es verständlich, daß diese Rundfunkvorträge begeisterten Widerhall gefunden haben. Wer in ähnlicher Richtung wie der Verfasser zu wirken berufen ist, oder wer sich in puncto Menschenkenntnis fördern will (und wer wäre auf diesem Gebiete Meister?), der lasse sich das Büchlein nicht entgehen!

Martin Eger

Die Alkoholfrage im kirchlichen Jugendunterricht. Von Pfarrer Paul Keller und Pfarrer Karl Zimmermann in Zürich. Heft 1. Bern, Gotthelf-Verlag. 60 Cs.

Der Ernst der Alkoholfrage kann unsrer Generation gar nicht genug eingehämmert werden. Die Vereinigung abstinenter Schweizer Pfarrer erwirbt sich darum mit der Herausgabe dieses Heftes (dem wohl weitere folgen sollen) ein Verdienst. Es hilft uns Pfarrern zur Klarheit darüber, ob wir im Hinblick auf Kirche und Elternhaus die Frage an die Kinder heranbringen dürfen und wie wir die Sache anzufassen haben. Wer in der kirchlichen Jugendarbeit steht, achte auf diese Schriftenreihe!

Martin Eger

Papst und Jesuitengeneral. Ein unerhörter Justizskandal und seine geistigen Grundlagen. An Hand der Akten nach der Lehre und dem Recht der katholischen Kirche dargestellt von Dr. Franz Ernst. Bonn, Albert Falkenroth 1930. 154 S. 2 M. *)

Ein kirchlicher Dreyfus-Prozeß: damit wird der Inhalt am kürzesten wiedergegeben. Die gleichen Scheußlichkeiten der Lüge, Verleumdung, Aktenfälschung, Rechtsbrüche unfaßbarer Art, die kein weltliches Gericht sich erlauben könnte, ohne aufzufliegen; — aber zur Ehre Gottes und zur Rettung der kirchlichen Autorität auch gegen elementare Menschenrechte. Ob der Vertreter der Autorität Recht hat oder nicht, ob seine Forderungen den klaren kirchlichen Gesetzen widersprechen, das ist gleichgültig. Er muß Recht behalten, und der Untergebene hat sich unbedingt zu beugen. Der Jesuitengeneral weiß, daß er die Unwahrheit sagt, daß er die Beweisakten gefälscht hat, daß der ganze Prozeß ungültig ist; daß er, um nicht entlarvt zu werden, in immer weitere Lügen stolpert; seine Untergebenen, Provinzial- und Hausobere, machen das wider klares, besseres Wissen mit, im „heiligen" Gehorsam. In seltsamer Verwirrung der Gewissen meinen sie das tun zu müssen, dazu berechtigt und verpflichtet zu sein, weil das Gefüge der Kirche mit unbedingter Wahrung der autoritativen Stellung zu stehen und zu fallen scheint.

In dieser charakteristischen Mischung von Glaube an Menschenkünste und Unglaube an Gotteskraft in der Kirche besteht das Einzigartige des Falles und zugleich sein typischer Wert. Das System der Verheimlichung der Wahrheit und der Beugung des Rechtes um des vermeintlichen Ganzen willen ist jedoch dasselbe, wie im Dreyfus-Prozeß. Als ob der Sache Gottes mit Lüge und Unrecht gedient werden könnte! Nur wenn die Autorität Selbstzweck geworden ist und Menschen sich an die Stelle Gottes gesetzt haben, nur dann ist das möglich. Aber es ist zugleich das Ende des Christlichen und Religiösen überhaupt. Da beginnt der Großinquisitor Dostojewskis. Es kann alles nichts helfen: die aktenmäßig belegten Tatsachen beweisen den Großinquisitor im heutigen Katholizismus.

Der Verfasser begnügt sich nicht, den „Fall Bremer" zu erzählen und die wichtigsten Aktenstücke mitzuteilen. Er sucht auch

*) Die Schrift ist mit anderen von D. Joseph Wittig in Nr. 4 Sp. 177 f. besprochen. Obige Besprechung, von einem katholischen Autor, war uns schon vorher angekündigt. D H

die Beteiligten zu verstehen, und darin liegt das Wertvolle des Buches. Er zeigt ein System auf, das den Justizskandal folgerichtig aus sich hervorgetrieben hat, — und nicht nur diesen. Er wiederholt sich allerorten, jedes Jahr in allen Diözesen; nur kommen die Tatsachen aus vielen Gründen nicht so an die Öffentlichkeit. Die nachvatikanische Entwicklung des Katholizismus weist im gesamten kirchlichen Denken ein System von Über- und Unterordnung auf, das den Fall Bremer vollkommen verständlich macht.

Aber daraus eben wird für alle andern Bekenntnisse die praktische Lehre deutlich, daß eine Vereinigung mit Rom, d. h. mit diesem System völlig ausgeschlossen ist. Denn die Vereinigung schließt nicht nur die Annahme der kirchlichen Lehrpunkte und Rechtssatzungen in sich, sondern auch die praktische Unterwerfung unter dieses System, das als Reaktion gegen einen hemmungslosen Subjektivismus in etwa verständlich sein mag und eine kulturpolitische Mission erfüllen kann, aber in seinem Wesen kaum mehr christlich zu nennen ist. Der Fall Bremer ist geeignet, den Ideologen allerseits die Augen zu öffnen und das ganze Gerede über Einigungsverhandlungen zu schließen. Die Enzyklika Mortalium animos wird aus der Broschüre von Ernst ohne Weiteres verständlich.

Von wissenschaftlichem Wert sind die ausführlichen Anmerkungen, welche die kirchliche Lehre und das kirchliche Recht an der Hand der angesehensten kirchlichen Autoren alter und neuer Zeit darlegt und den Gegensatz der heutigen Praxis desto schärfer hervorspringen läßt. Mit diesen Grundsätzen könnten auch evangelische Christen sich zum Teil befreunden. Es ist gut, daß der Verfasser alle fremdsprachlichen Zitate in guter deutscher Übersetzung wiedergibt. Ein kurzes Register läßt die Hauptpunkte der kirchlichen Grundsätze leicht finden. Noch besser würde die Schrift wirken, wenn der Verfasser manche Schärfen weggelassen und das Urteil dem Leser überlassen hätte; jedoch ist es bei dem Nächstbeteiligten verständlich, wenn er diese Distanz noch nicht gewonnen hat, und der Leser wird unschwer darüber hinwegsehen. Willy Schröder

Flut und Ebbe. Von Andreas Haukland. Aus dem Norwegischen von E. Dröscher. Hannover, Adolf Sponholz 1930. 225 S. Geb. 5 M.

Es läßt sich in der norwegischen Landschaft und ihren unberührten Einsamkeiten zweifellos noch deutlicher erleben als sonstwo, wie die Industrialisierung und Mechanisierung des Lebens ganze Distrikte zerstört, nicht nur landschaftlich, sondern auch in Bezug auf das Zusammenleben und den Charakter der einzelnen Menschen. Andreas Haukland versteht es, das ganze Wesen des Buches, sein ganzes schönes, tiefes inneres Sein aus der Natur herauswachsen und werden zu lassen. Sehr fein ist die Motivierung der Schicksale, des Untergangs ehemals prächtiger Persönlichkeiten, Frauen und Männer. Plastisch und lebensecht sind seine Charaktere. Ein Buch, wie es unserer Zeit not tut, das vielen eine wahre innere Besinnung und echte Freude werden kann. Erich Bockemühl

Die Singermanns. Roman. Von Myron Brinig. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Lisa H. Löns. Hannover, Adolf Sponholz 1930. 280 S. Geb. 6.50 M.

Die Geschichte einer rumänischen Einwandererfamilie, aber in der Psychologisierung wie der Ausbreitung des ganzen Geschehens die Geschichte der Verhältnsse der Einwanderung überhaupt. Brinig erzählt im eigentlichen die Schicksale der verschiedenen und sehr verschiedenartigen Kinder des jüdischen Ehepaares Moses und seiner Rebekka, die beide, ein paar typische Menschen, ihren Kindern auch ganz besondere und wesentliche Eigenschaften vererben, durch die sie die verschiedensten Schicksale erleben. Das Buch ist in starker gestalterischer Einheit sehr interessant und lebendig, farbenreich auch, so daß der Leser die nordwestamerikanischen Verhältnisse der Einwanderer und ihr Leben, aber auch ein gut Teil des Lebens an sich erlebt. Erich Bockemühl

Hiob. Der Roman eines einfachen Mannes. Von Joseph Roth. Berlin, Gustav Kiepenheuer 1930. 299 S. 3.80, geb. 6 M.

Rechts und Links. Roman. Von Joseph Roth. Berlin, Gustav Kiepenheuer 1929. 370 S. 5, geb. 7 M.

Nach seinen beiden Büchern, „Hiob" und „Rechts und Links" erscheint mir Joseph Roth als der Prototyp des geistigen Juden: auf der einen Seite scharf und analytisch zersetzend, auf der anderen weich, sentimental und voll tiefen Erlebens.

In „Rechts und Links" gibt er uns eine Schilderung der Nachkriegszeit. In gut profilierten Typen zeichnet er wenige Vertreter der Vor- und Nachkriegsgeneration und spricht das Urteil über die damalige Zeit, indem er sie auferstehen läßt. Es ist einer der ersten jetzt aufmarschierenden Nachkriegsromane, steht aber nicht nur äußerlich an erster Stelle, sondern ist durch die wohltuende Vermeidung der in anderen gleichartigen Romanen so sinnfällig breitgetretenen Darstellung damaliger Exzesse und törichter Sexualität eine zu preisende Ausnahme.

Danach „Hiob, der Roman eines einfachen Mannes". Es ist merkwürdig, daß derselbe Mensch diese beiden, von Grund auf verschiedenen Bücher schreiben konnte. Dort in knappen, streng formulierten Worten, hier in breiter, wohltönender Sprache, die an orientalische Dichtungen erinnert. Schicksal um Schicksal läuft seinen vorbestimmten Lauf, ohne künstliche Hemmungen, ohne zersetzende Skrupel: das Bethaus ist eine Heimat und Gott ein Vater. Die Auswanderung nach Amerika, das Leid ohne Ende, Tod und Wahnsinn sind gesendete Strafen. „Sein Herz war böse auf Gott ..." — aber Gott ist gütig. Der alte Mendel Singer erfährt es am eigenen Leibe.

Joseph Roth schildert uns diese Menschen so lebensnah, er hat sich so tief in ihre Seelen hineingefühlt, daß ich fast annehmen möchte, er habe im engsten Zusammenhang mit ihnen gestanden. Vielleicht stammt er selbst aus ihrer Mitte und hat Ähnliches erlebt. Wenn nicht, so muß man diese Darstellung des im Osten wurzelnden Judentums dichterisch um so höher werten. Detta Friedrich

Gymnadenia. Roman von Sigrid Undset. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M., Rütten und Loening Verlag 1930. 481 S. 10 M.

Gymnadenia ist ein Buch, das uns Evangelische seiner ernsthaften und offensichtlichen Tendenz nach wenig erfreuen mag. Um so mehr kann es uns zu denken geben. Die zur katholischen Kirche zurückgekehrte Schriftstellerin läßt uns darin in unmißverständlicher Weise etwas davon erkennen, wie sie den Protestantismus und wie sie die katholische Kirche erlebt hat. Inmitten einer haltlosen modernen Welt, in der die biedere liberale Mutter des Helden noch die erfreulichste Erscheinung ist und in der ein säkularisierter Protestantismus ein höchst bedauerliches Dasein fristet, taucht in Gestalt von allerlei schlichten, ernsten, hingebenden, heroischen Menschen die katholische Kirche als einzige feste, hilfreiche, christliche Größe auf, die wie mit unsichtbarem Magnet Einen um den Andern zu sich zieht, ihn aufrichtet und ihm Lebensinhalt gibt. Hier die hilflos verweltlichten, miserablen Ausläufer der einstigen Reformationskirchen — dort die alte, von der Welt verachtete, aber unerschütterlich in liebevollem Ernst ihren Dienst ausrichtende katholische Kirche — so werden offenbar da und dort, wohl nicht nur in Norwegen, heute von aufrichtigen Zeitgenossen die Dinge erlebt. Das ist das für uns Erschütternde an diesem Buch. Möchte es in seiner Weise helfen, uns Evangelische zu dem zurückzurufen, was uns anvertraut ist. Peter Barth

---

Aus der Slovakei

In Nummer 4 der „Christlichen Welt" schreibt ein unbekannter Autor unter dem Titel: „Aus der Slovakei" einen Artikel über die kirchlichen Verhältnisse in der evangelischen Landeskirche A. B. der Slovakei. Wir wären dem Verfasser nur zu Dank verpflichtet, wenn ihm die Liebe oder wenigstens die Wahrheitsliebe hierzu die Feder in die Hand gedrückt hätte, aber leider fehlt es an beidem, sei es, daß er die allgemeine Lage der Kirche schildert oder aber über einzelne Fälle berichtet.

Was die Verhältnisse im Allgemeinen betrifft, so ist Tatsache, daß der Weltkrieg einen ungünstigen Einfluß auf das religiöse Denken ausübte. Sein Einfluß war auch in unserer slovakischen Landeskirche fühlbar. Auch bei uns wie anderswo kamen solche Elemente zur Übermacht, die nicht das geringste Gefühl für unsere Kirche hatten, ja ihre direkten Feinde waren. Sie wollten die Trennung der Kirche vom Staat durchführen, die Kirche auf das Niveau einfacher Vereine herunterdrücken. Was alles mußte nicht die evangelische Kirche in Deutschland durchmachen? Daß es aber bei uns bei dem Zusammenbruch nicht so weit gekommen ist, verdanken wir jenen Männern, von denen der Berichterstatter schreibt: „Ihre fatale Lage verdankt sie größtenteils den Männern, die sich in den unheilvollen Umsturztagen des Jahres 1918 zu Führern und Vertretern der Kirche machten, die eifrig beim Ausbau des tschechoslovakischen Nationalstaates mithalfen, ohne ihren Einfluß zum Wohle und zum Vorteil ihrer Kirche auszunützen. Heute ist die evangelische Kirche in der Slovakei eine quantité negligeable. Mit äußerst bescheidenen Forderungen kann die Kirche nicht durchdringen. Die günstige Stunde wurde versäumt und verpolitisiert." Und eben diese Männer waren es, welche die Trennung der Kirche vom Staat verhindert haben, welche Trennung für die arme slovakische evangelische Landeskirche von katastrophaler Wirkung gewesen wäre. Ja es wurde für die Kirche eine namhafte Staatsunterstützung erwirkt. In Deutschland war die Trennung nutzbringend, aber dort ist das Volk viel reifer, selbständiger, zielbewußter als bei uns, die wir in der ungarischen Kirche hierzu nicht erzogen worden waren. Wir hoffen, daß eine objektive Geschichtsforschung ein gerechteres Urteil über diese Männer fällen wird, die in dem Artikel so an den Pranger gestellt wurden.

Der Artikelschreiber erwähnt ferner die Staatsbürgerschaftsfrage. Eine schwere und komplizierte Frage, welche uns überall in den Weg tritt, wo neue Staaten entstanden sind oder die alten durch Veränderung hindurchgingen. Aber die Behauptung ist unwahr: „Daß der Pfarrermangel dadurch noch größer wird — beunruhigt die Führer der Kirche nicht." Wie oft haben wir durch unsere Fürsprache erfolgreiche Hilfe in diesen Angelegenheiten leisten können!

Die Staatsbürgerschaftsfrage bereitet nicht nur den deutschen

und ungarischen Brüdern Sorge, sondern auch den slovakischen. Ein großer Teil der Anklage bezieht sich auf die staatliche Gesetzgebung, die beim Schaffen der Gesetze die Interessen des Staates und nicht das der Kirche vor Augen hat, die auf das Ganze und nicht auf den Einzelnen sieht. Solche Gesetze können für Einzelpersonen ungünstig sein, aber nicht nur für Geistliche, sondern auch für solche nichtgeistlichen Standes, nicht nur für Deutsche und Madjaren, sondern ebenso für Slovaken. Viele Schwierigkeiten wären zu vermeiden gewesen, wenn die Beteiligten ihre Staatsbürgerschafts-Angelegenheit mit gehöriger Aufmerksamkeit verfolgt hätten, wenn sie aus eigener Nachlässigkeit nicht oft den Schlußtermin versäumt oder aber in der Überzeugung, daß der Umsturz kein dauernder sein werde, die gesetzlichen Vorschriften gänzlich unbeachtet gelassen hätten.

Der Artikelschreiber beruft sich auf zwei konkrete Fälle, auf die der Pfarrer Egyed und Szkalos. Beide sind nicht in ihrer Gänze und sind tendenziös wiedergegeben.

Der Fall Aladar Egyed ist folgender. Der Generalkonvent, als höchstes administratives Organ der slovakischen evangelischen Landeskirche hat verordnet, daß sämtliche Pfarrer bis zum 50. Lebensjahre eine Prüfung in der slovakischen Sprache ablegen müssen. Ursprünglich war diese Prüfung für die in slovakischen Gemeinden wirkenden Pfarrer gedacht. Im Ausland dürfte es als eine merkwürdige Verordnung erscheinen, daß Pfarrer slovakischer Gemeinden in der slovakischen Sprache eine Prüfung ablegen sollten. Aber es waren eben solche Verhältnisse in unserer Kirche, daß diese Pfarrer die Sprache des Volkes nicht beherrschten oder oft so nachlässig und Ärgernis errgend behandelten, daß dies Mißfallen erregte. Die Pfarrer hatten keinen Sinn für die geistigen Bedürfnisse ihrer slovakischen Gemeindeglieder, ihre Haushaltung war madjarisch, die Pfarrfrau, die geistliche Mutter des Volkes, konnte nicht in der Sprache des Volkes sprechen, es war eine große Kluft zwischen Pfarrhaus und Gläubigen. Dieses undankbare Erbe übernahmen wir von der Kirche vor dem Zusammenbruch, von der Kirche, deren starke madjarisierende Tendenzen im Interesse des nationalen einsprachigen madjarischen Staates die Deutschen und Slovaken aufopfern wollte. Eben deshalb waren wir gezwungen, die slovakische Prüfung zu fordern.

Hier könnte der Einwand vorgebracht werden, daß Egyed der Pfarrer einer madjarischen Gemeinde sei, demzufolge er einer solchen Prüfung nicht zu unterziehen wäre. Daß die Prüfungsordnung auf alle Pfarrer bezogen wurde, ist ein altes ungarländisches Erbe und geschah darum auch im Interesse Egyeds: Das Kongruagesetz *) nämlich, welches auch der neue Staat guthieß, stellt als Bedingung für die Kongrua die Kenntnis der Staatssprache. Früher war diese die madjarische, jetzt ist sie die slovakische.

Der Generalkonvent, damit er das Wohl sämtlicher Pfarrer wahren könne, versuchte die Schwierigkeit dieser gesetzlichen Bestimmung dadurch zu erleichtern, daß er die Ablegung der slovakischen Sprachprüfung vor einer kirchlichen Prüfungskommission forderte — was der Staat auch gewährte, obwohl er es nicht hätte tun müssen. Die slovakischen, deutschen und madjarischen Pfarrer haben ohne Ausnahme diese Prüfung bestanden. Nur Egyed allein protestierte, bezw. verweigerte der kirchlichen Oberbehörde den Gehorsam und beging somit eine Übertretung, wegen deren er zu einer Rüge und 100 Kč. Geldstrafe verurteilt wurde. Der mit dem neuen Staate unzufriedene Egyed gab sich aber nicht zufrieden, sondern kritisierte, verleumdete und beleidigte seine Vorgesetzten, so auch den Bischof Dr. Georg Janoška, welchen selbst die Madjaren und Deutschen den „sanften Oberhirten mit der Johannesseele" nannten. Egyed drohte mit kirchlicher Revolution, so daß er neuerdings in Disziplinaruntersuchung kam und verurteilt wurde. Das Ministerium verurteilte ihn hierauf auf Grund des alten, ererbten Kongruagesetzes zum Verlust der Kongrua, und nachdem seitens des Staates der Ruhegehalt nur Geistlichen mit der Kongrua gewährt wird, auch zum Verlust der Pension. Es ist also unwahr, daß die kirchliche Behörde Egyed die Kongrua und Pension entzogen hätte. Dies hat das Ministerium getan, gegen Intervention und Willen der Kirche, auf Grund des alten ungarischen Gesetzes.

Zu der Angelegenheit des Pfarrers Szkalos können wir Folgendes sagen. Szkalos ist wegen eines politischen Vergehens von dem weltlichen Gericht verurteilt worden und wurde ihm auf Grund dieses Urteils die Kongrua für drei Jahre entzogen. Der Verurteilte selbst hat erklärt: ich habe gefehlt und bin bestraft worden. Wegen einer neuerlichen Anklage vor das weltliche Gericht gestellt, wurde er freigesprochen. Das freisprechende Urteil wurde nicht rechtzeitig an das Ministerium geleitet, welches die von dem ungarischen Kongruagesetz herrührende Möglichkeit benützend, Szkalos die Kongrua endgültig entzog. Formell hatte das Ministerium recht, tatsächlich aber ist Szkalos Unrecht widerfahren; aber auch diesmal geschah es nicht seitens der Kirchenbehörde, sondern von dem politischen Amte. Die Kirche versuchte alles Mögliche, um das an Szkalos begangene Unrecht gut zu machen, und hat auch die Zusicherung erhalten, daß dies geschehen wird.

*) Kongrua — der (geziemende) Staatszuschuß. Siehe Nr. 4 Sp. 184 Anm. D H

Unwahr ist endlich auch die Behauptung, daß der Generalkonvent auf Antrag des evangelischen Pfarrervereines den Senior des deutschen evangelischen Seniorates Bratislava-Preßburg D. C. E. Schmidt wegen seiner in Augsburg gehaltenen Rede zur Verantwortung ziehen wollte. Der Pfarrerverein gab seiner Meinung Ausdruck, daß Augsburg und die 400 Jahrfeier, welche im Zeichen des gemeinsamen Bekenntnisses und der Einigung des Luthertums stand, kein geeigneter Platz noch Zeitpunkt wäre zur Kundgebung irgendwelcher Unzufriedenheit. Der Konvent hat sich mit keinem diesbezüglichen Antrag des Pfarrervereines beschäftigt und konnte darum auch keinen Beschluß fassen. Ganz falsch ist die in dem Artikel vertretene Meinung, daß die Leitung der evangelischen slovakischen Landeskirche stets nur Konflikte heraufzubeschwören versucht.

Das ist die Wahrheit.

Wir kennen den Verfasser des Artikels nicht. Als Madjare dürfte er nicht solches schreiben, nach einer so planmäßigen Unterdrückung wie es im alten Ungarn ein Los der Slovaken und Deutschen war. Um so mehr nachdem hier von einzelnen, seltenen Fällen die Rede ist, höchstens von Übergriffen politischer Natur, von Schatten, weichenden Nebeln, welche baldigst in dem Maße, wie die Konsolidierung unseres Staates fortschreitet, verschwinden werden. Als Deutscher hätte er keinen Grund solches zu schreiben, weil im tschechoslovakischen Staate die Deutschen soviel Freiheit genießen, wie sie eine solche im alten Vaterlande nicht besaßen. Ihre Pfarrer, Gemeinden, Schulen wurden so sehr entnationalisiert, daß, als die madjarisierte Käsmarker Mittelschule *) wieder deutsch werden sollte, dieses die Deutschen selbst nicht wollten, so daß die Leitung der slovakischen Landeskirche und der Staat förmlich sie zwingen mußten, daß das Käsmarker Gymnasium deutschsprachig werde. — Und dies haben jene Männer getan, welche der Artikelschreiber verurteilt und verachtet.

Dusan Fajnor v. r.
Generalbischof der evangelischen Landeskirche A. B. der Slovakei.
Vladimir Čobrda v. r.
Bischof des Ostdistriktes.

*) Käsmark in der Zirps.

Wöchentliche Chronik

Die Zahl der Lutheraner in der ganzen Welt beträgt nach Lutheran World Almanach 82 180 000.

Das Deutsche Reich zählt 1928 16 036 Selbstmorde (12 289 m. und 4797 w.), das sind 44 auf den Tag.

Nachdem bereits die sieben neupreußischen Landeskirchen dem sogenannten Konkordat zugestimmt hatten, ist am 22. 4. auch die altpreußische Generalsynode mit 166 gegen 47 Stimmen beigetreten. Die Opposition bezog sich teils auf den Fakultätenparagraph, teils und vielmehr auf die politische Klausel.

Der altpreußische Kirchensenat hat die Mittel für Stipendien an Theologiestudierende erheblich gekürzt.

In sechs weltlichen Schulen des Landes Braunschweig ist als Protestaktion gegen die nationalsozialistische Schulpolitik ein zweitägiger Schulstreik veranstaltet worden.

Auf dem Vertretertag des Evangelischen Volksbundes in Württemberg wurde zur Kirchenfrage beschlossen: „Gegenüber dem rücksichtslosen Ansturm auf Christentum und Kirche, der die letzten Grundlagen unseres Glaubens und Lebens bedroht, bekennen wir uns zu der Überzeugung, daß die Kirche als Vermittlerin des Evangeliums für den Einzelnen wie für die Gesamtheit eine unersetzliche Bedeutung hat. Wir halten die innere Verbindung von Christentum und Volkstum für gottgewollt und segensreich und könnten in der Lösung dieser Verbindung nur einen schweren Schaden für beide Teile sehen. Wir wollen weder ein völkisch gleichgültiges Kirchentum noch ein das Christentum beargwöhnendes Deutschtum. Wir treten ein für den Bestand der Kirche und Erhaltung ihrer Einflußmöglichkeit auf eine christliche Gestaltung des gesamten öffentlichen und persönlichen Lebens, für Reinerhaltung der Kirche von ihr wesensfremden Bestrebungen und Strömungen von außen und im Innern, für den Ausbau eines wahrhaft christlichen Kirchenwesens, das unerschrocken Gottes Wort verkündigt und zur Geltung bringt und Menschen der verschiedensten Art in Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe verbindet, das äußerlich und innerlich selbständig, für die Anliegen der Gegenwart offen, zu Dienst und Opfer bereit ist, den Frieden sucht und den Kampf nicht scheut und mit alledem einem wurzellos gewordenen Geschlecht wieder eine geistige Heimat zu bieten vermag. Wir fordern auf zu rechter Kirchlichkeit, in der treues Stehen zur kirchlichen Gemeinschaft und persönliche Selbständigkeit einander ergänzen und fördern."

Die Oldenburgische Landessynode hat den Gebrauch des Tauchkelches bei einstimmigem Beschluß des Gemeindekirchenrats und der Pfarrer der Gemeinde gestattet.

Der Thüringer Landeskirchentag lehnte den Antrag der religiösen Sozialisten betr. Ungültigkeitserklärung der die parteipolitische Betätigung der Pfarrer verbietenden Verordnung des Landeskirchenrats vom 20. August 1930 ab, stimmte aber einer

neuen, diese Verordnung aufhebenden Dienstanweisung des Landeskirchenrats über politische Betätigung des Pfarrers nahezu einmütig zu und faßte eine Entschließung gegen die Verwilderung des öffentlichen Meinungskampfes; er beschloß mit 39 gegen 28 Stimmen die Gewährung des Rechtes der Verwaltung der Sakramente an die Pfarrhelferinnen; eine Änderung des Minderheitenschutzgesetzes, wonach nur „Minderheiten mit religiösem Eigenleben, nicht aber Gruppen, die ausschließlich oder doch in der Hauptsache andere als rein kirchliche Zwecke verfolgen" den Schutz dieses Gesetzes genießen sollen; Änderungen der Verfassungsbestimmungen betr. Zusammensetzung des Landeskirchentags, des Wahlgesetzes, des Pfründenverwaltungsgesetzes, des Kirchensteuergesetzes und des Patronatsgesetzes. Die Normalstundenzahl des Konfirmandenunterrichts wurde auf 80 Kurzstunden oder 60 Vollstunden festgesetzt, auf 2 Jahre zu verteilen. Der Landeskirchentag bedauerte die Ablehnung der Aufnahme der Ostasienmission in den Deutsch-Evangelischen Missionsbund, trat ein für ein Weltfriedensgebet aus Anlaß der Abrüstungskonferenz im Februar 1932 und wandte sich gegen die Legende, als habe das sozialdemokratische Ministerium Greil das Schulgebet in Thüringen abgeschafft und das Ministerum Frick habe es wieder eingeführt.

Die für die Zwecke der christlichen Liebestätigkeit in Thüringen aufgebrachten Mittel ergeben ohne die besonderen Leistungen der Inneren Mission fast ein Drittel der Summe der Staatsleistungen für Pfarrbesoldungen usw.

Pfarrer Streng in Waldwimmersbach in Baden hat dem Oberkirchenrat erklärt, daß er am Volkstrauertag nur Stahlhelm, Säbel und Karabiner auf den Altar gelegt habe und daß die Hakenkreuzfahnen bei Eintreten in die Kirche an die Wand gestellt worden sind. Kirchenbesucher behaupten, solche Fahnen hätten von der Kanzel herabgehangen. RelSoz 14

Bei dem Mordprozeß Kürten in Düsseldorf ist eine Vereinbarung zwischen den Presseberichterstattern getroffen worden, daß über die geheimen Sitzungen ein gemeinsamer verantwortungsbewußter Pressebericht gegeben werden soll, um Ärgernisse wie beim Frenzelprozeß zu vermeiden. VB 90

In Deutschland existieren 6 Organisationen von religiösen Sozialisten: 1. Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfriede (Pfarrer Bleier in Charlottenburg), 2. Bewegung in Hannover mit dem Motto: Unsere Religion ist der Sozialismus (D. Gustav Hoffmann), 3. der Neuwerkkreis mit dem Volkshochschulheim Habertshof bei Schlüchtern, 4. der Volkskirchenbund religiöser Sozialisten in Baden, 5. die religiösen Sozialisten in Thüringen, 6. der Bund religiöser Sozialisten in Berlin. Die drei letzten Gruppen haben sich 1926 als „Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands" zusammengeschlossen, ihr Symbol ist das schwarze Kreuz auf rotem Feld; mit dem Neuwerkkreis und dem Kreis um Bleier arbeiten sie in engster Fühlung. Es besteht ein internationaler Zusammenschluß mit Gesinnungsgenossen in der Schweiz, Holland, England und Österreich. Vorsitzender D. Ragaz-Zürich. Zeitschriften: Der Weltfriede (Bleier), Das sozialistische Jahrhundert (Hoffmann), Neuwerk (Blum-Schafft-Wibbeling), Der religiöse Sozialist (Eckert), Menschheitskämpfer (Otto Bauer in Österreich), Zeitschrift für Religion und Sozialismus (Wünsch-Mertens), Neue Blätter für den Sozialismus (Heimann-Klatt-Tillich).

Die Christengemeinschaft hat in 55 Städten des In- und Auslandes Gemeinden, an denen etwa 100 Priester und Priesterinnen wirken. Außer den Priestern gibt es Lenker, Oberlenker und den Erzoberlenker (Dr. Rittelmeyer in Stuttgart). In Prag bilden ein tschechischer und ein deutscher Kreis die Gemeinde.

Der Kirchenrat in Wassenaar hat seinen Hilfsprediger Slotemaker de Bruine, den früheren Arbeitsminister, ohne vorherige Rücksprache plötzlich entlassen. RefKz 15

In England ist gegen den Gesetzentwurf, der die Möglichkeit von Filmvorstellung und Eröffnung von Vergnügungsstätten am Sonntag bieten soll, eine Petition mit 1 421 392 Unterschriften eingegangen.

In Wien studierten 143 Theologen, darunter 9 Frauen. Aus Österreich waren 38, dem Deutschen Reich 46, der Tschechoslowakei 27, Rumänien 12, Polen und Jugoslawien je 8, Ungarn 3, Danzig 1.

In der Tschechoslowakei gibt es einen Osterfrieden: von Karfreitag bis Ostern unterbleiben in der Öffentlichkeit und Presse sämtliche persönlichen und politischen Fehden.

Weil bei der letzten Pfarrwahl Bischof und Minister alle der deutschen Sprache mächtigen vorgeschlagenen Pastoren ablehnten, so daß ein Reichsdäne gewählt wurde, der nicht Deutsch spricht und darum den einmal im Monat angesetzten deutschsprachigen Gottesdienst nicht durchführen kann, sind die deutschen Mitglieder der deutschen Kirchengemeinde in Norburg auf Alsen fast vollzählig aus der dänischen Volkskirche ausgetreten und haben ihren Beitritt zur nordschleswigschen deutschen Freigemeindekirche, einem Gliede der schleswig-holsteinischen Landeskirche vollzogen.

Das von den dänischen Sozialdemokraten im Folkething eingebrachte Abrüstungsgesetz, das den Ersatz der dänischen Heeres- und Marinestreitkräfte durch eine zahlenmäßig erheblich geringere Grenzgendarmerie, Küstenwache und Sicherheitspolizei vorsieht, wurde in dritter Lesung mit 74 gegen 66 Stimmen angenommen.

Der Erzbischof von Kowno hat, nachdem die Regierung die politisch eingestellte Schülervereinigung Afeitininkai als rechtliche Körperschaft nicht anerkannt hatte, gegen die regierungsfreundliche Jugendorganisation Jaunoji-Lietuva den Bannfluch ausgesprochen. VB 90

Erzbischof Kowalski ist nach nochmaligen Verhandlungen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, die Strafe auf Grund der Amnestie auf zwei Jahre herabgesetzt worden.

Die Leitung der gesamten Aktion Polens ist in dem „Institut der Katholischen Aktion" in Posen zentralisiert; sie hat ein eigenes Monatsorgan Ruch Katolicki.

Im Kanton Thurgau werden die Toten gebührenfrei beerdigt. In den größeren Gemeinden ist auch die Geburtshilfe unentgeltlich.

Die schottische Mission hat ihr seit 1842 in Konstantinopel gehobenes Schulwesen für Juden aufgegeben, weil die Regierung eine große Anzahl türkischer Lehrer einstellte, deren Gehälter die Mission zu zahlen hatte, im letzten Jahre auch einen mohammedanischen Schuldirektor, und von Winter 1930 an jede christliche Unterweisung endgültig verbot. NMz 4

China. Drei Mitglieder einer Chikagoer Missionsgesellschaft wurden von Banditen in der Nähe von Kingtschau (Prov. Hupeh) entführt. Ein Missionar ist in der Nähe von Paotoutschen (Prov. Schansi) gefangen. Lösegeld 2500 mex. Dollar; ein amerikanischer Bürger ist mit dem Geld unterwegs, ihn freizukaufen. FZ 294/6

Eine Kommissionssitzung des allindischen Kongresses nahm eine Resolution Gandhi an, daß in die Konstitution eines sich selbst regierenden Indiens die Einführung der strengsten Prohibition aufgenommen werden soll. VB 79

Die aus Rußland ausgewanderten deutschen Mennoniten haben in Paraguay 11 Dörfer mit je 25 Wirten begründet.

Der römisch-katholische Bischof Julio Garrett in Bolivia ist protestantischer Pfarrer geworden.

Der deutsche Mitarbeiter am Internationalen sozialwissenschaftlichen Institut in Genf, Dr. Schönfeld, ist bis zur Sitzung des ökumenischen Rates 1932 mit der Leitung des Internationalen sozialwissenschaftlichen Instituts der Forschungsabteilung der Genfer Geschäftsstelle beauftragt worden.

Von Personen: Berufen: Professor D. Hans Rückert in Leipzig als Nachfolger von Anrich nach Tübingen; Privatdozent D. Ernst Wolf in Rostock als Nachfolger von Peterson nach Bonn. Vertretung: nach Halle für Wehrung Privatdozent Walter Ruttenbeck von Bonn. Ernannt: Professor Peter Tischleder zum Professor für Moraltheologie an der katholischen Fakultät Münster. Lehrauftrag: Missionar i. R. D. Johanssen für Missionswissenschaft in Marburg, Pfarrer Viktor Baroni zum Ersatz für den zurückgetretenen Professor Breitenstein in Genf. Gestorben: ehemaliger Präses der pommerschen Provinzialsynode und Vizepräses der preußischen Generalsynode Superintendent a. D. D. Gustav Wetzel in Neumark; D. Gerold Meyer von Knonau, Professor der Geschichte in Zürich; D. Karl Götz, Professor für slawische Sprachen in Bonn, Dozent am altkatholischen Seminar; Professor Bruno Röthig in Leipzig, Gründer und Leiter des Soloquartetts für Kirchengesang.

ESt

Verschiedenes

Von den Kirchenwahlen in Nassau

Unsre Chronik berichtete in Nr. 7 Sp. 339: „Die nationalsozialistische Partei hat in Nassau neben der Einheitsliste eine Sonderliste aufgestellt und für alle ihre Mitglieder Wahlpflicht proklamiert." Dies Letzte war alarmierend, denn einen solchen Eingriff in die kirchlichen Wahlen hat sich noch keine politische Partei erlaubt. Ich habe in derselben Nummer Sp. 315 Mitte eigens darauf Bezug genommen. Aber es stimmt nicht. Wir entnehmen der uns freundlichst zugeschickten „Kirchlichen Rundschau für Nassau" Nr. 7 vom 1. April und einem Privatbriefe Folgendes.

Von einem früheren Mitgliede der Rechten, Dekan Lehr in Gladenbach wurde in allen vier Wahlkreisen unter dem Namen „Christlich-nationaler Bekennerbund" eine Sonderliste aufgestellt. Sie enthielt die Führer der nationalsozialistischen Partei. Der Wiesbadener Kreisleiter der NSDAP gab darauf in seiner Zeitung die Parole aus, jedes Mitglied der NSDAP müsse die Liste Lehr wählen. Das alles in letzter Stunde. Man rief die Reichsleitung der NSDAP um Stellungnahme an. Diese hat „in aller Deutlichkeit der nassauischen Gauleitung zu erkennen gegeben, daß sie ein Eingreifen der Partei auf das kirchenpolitische Gebiet nicht wünscht". Es kann also nicht die Rede davon sein, daß die NSDAP ihre Mitglieder zur Kirchenwahl kommandiert habe. Das ist sehr erfreulich, denn wenn es wahr gewesen wäre und hätte bei andern Parteien Nachfolge gefunden, so würde das ungeheuerliche Aussichten eröffnen.

Immerhin ist von Dekan Lehr der Versuch gemacht worden, Staatspolitik in die Kirche hineinzutragen. Offen; denn unter der Hand geschieht das ja oft genug.

Eine Berichtigung auch noch zu Nr. 8 Sp. 389: Der nassauische Landeskirchentag setzt sich endgültig zusammen aus 15 Abgeordneten der alten kirchlichen Rechten, 14 der Mitte, 14 (!) des Christlich-nationalen Bekennerbundes, 12 der Linken und 5 einer neuen überparteilichen Gruppe. (Wir entnehmen die Parteibezeichnungen der „Kirchl. Rundschau".)

Übrigens, wenn wir in unserer Nr. 7 von einer falschen Zeitungsnachricht Gebrauch machten, wie ist es möglich, daß wir daraufhin nur von einem einzigen nassauischen Leser eine Berichtigung bekamen? R

Der Nationalsozialismus und wir

In den Briefen, die uns aus nationalsozialistischen Kreisen zugehen, begegnet uns der Vorwurf, daß wir nicht früh genug uns um die NSDAP gekümmert hätten, die doch schon seit zehn Jahren bestehe. Dieser Vorwurf ist schwerer als andre, denn er greift an unsre redaktionelle Berufsehre. Nun kann ja keine Rede davon sein, daß der Herausgeber als politischer Mensch die Erscheinung des Nationalsozialismus je unbeachtet gelassen habe. Aber bei all unserm politischen Interesse schien uns kein Anlaß, uns in der CW ex professo damit zu beschäftigen. Wir nehmen ja auch die übrigen politischen Parteien nicht vor, solange sie politisch arbeiten. So konnte auch der 14. September für uns keine Ursache sein, der NSDAP in unsern Spalten zu gedenken. Dafür erwachte unsre Aufmerksamkeit erst, als wir wahrnahmen, wie in kirchlichen Kreisen und insbesondere unter den Theologie Studierenden die Bewegung anfing eine Rolle zu spielen. Diese Tatsache mit ihren Begleiterscheinungen hat uns in der Tat überrascht. Wir standen ihr — auch aus dem Grunde, weil wir das an unserm Orte zu beobachten nicht so bald die Gelegenheit hatten — zunächst einigermaßen (CW 1931, 1, 31) „hilf- und ratlos" gegenüber. Die weitere Ausdehnung des Nationalsozialismus in das kirchliche Gebiet hinein hat unser Interesse täglich wachsen lassen, und wir können denen nur recht geben, die es uns zur Pflicht machen, uns mit der Bewegung ernsthaft auseinanderzusetzen.

Ist das nun bisher schon gleichsam tastend geschehen, so treten wir nunmehr in eine rechtschaffene Diskussion ein. Wir geben zunächst zwei jungen Mitarbeitern das Wort, die, von keiner politischen Vergangenheit belastet, ihren Jahren und ihrer Entwickelung nach durchaus in der Lage sich frei für die NSDAP zu entscheiden, uns die Ergebnisse ihrer Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus vorlegen werden. Das Weitere mag sich finden. R

Die Preisfrage

In Nr. 1 Sp. 46 haben wir eine Preisaufgabe gestellt. „Wo ist der preußische Summepiskopat hingekommen?" lautete die zu beantwortende Frage. Manche haben das für einen Scherz gehalten. Und ein wenig schalkhaft war sie ja gemeint. Aber doch in letzter Absicht ernst. Wir hätten sehr gern eine schlichte Beantwortung der Frage für unsre Leser. Gerade jetzt in den Zeiten des Ringens um das evangelische „Konkordat". Das elementare Wissen über den Punkt vermittelt RGG² 3, 1476 zu dem Titel „Landesherrliches Kirchenregiment". Die Verlegenheit, wohin mit dem Summepiskopat, war groß, als seine Träger 1918 entfielen. So ist man, ihn unterzubringen, recht verschiedene Wege gegangen. Soeben hat Dr. Karl Wagenmann in seiner Schrift „Träger der Kirchengewalt in der evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers" (Hannover, Fesche. 14 S. 1.50 M.) gezeigt, daß dort die oberste Kirchengewalt unter Landeskirchentag, Kirchensenat und Landeskirchenamt aufgeteilt sei. Es liegt also dort nicht so einfach, wie man nach RGG anzunehmen hätte. Und was bedeutet nun diese dreigeteilte „Gewalt"? Das für eine Leserschaft wie die der CW übersichtlich und einleuchtend darzustellen, wäre doch, so scheint uns, der Mühe wert. Ich bitte also berufene Gelehrte, sich der Aufgabe anzunehmen. Ein Manuskript ist übrigens auf die Preisfrage eingegangen; wir hoffen es noch verwerten zu können, aber es ist nicht erschöpfend genug. R

Kleine Mitteilungen

Die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft hat für ihre heurige Jahresversammlung ein außerordentlich anziehendes Programm. Den Hauptvortrag hält Oberreichsanwalt Professor Dr. Ebermayer-Leipzig über „Strafrecht, Rechtsprechung, Strafvollzug und das Volksempfinden" (21. 5. vorm.). Die Fachkonferenz der Ärzte verhandelt über „Arzt und Strafrecht": Medizinalrat Schutt von Wuppertal (21. 5. nachm.); die Fachkonferenz der evangelischen Geistlichen über „die verborgenen Ursachen der Vergehen und Verbrechen im Lichte der Tiefenpsychologie": Pfarrer Olimart von Bochum, die der katholischen Geistlichen über „die Grundelemente der Psychoanalyse nach dem neuesten Stand der Forschung": Sanitätsrat Bergmann von Cleve (beides 20. 5. nachm.).

Druckfehler

Erst jetzt werden wir in der Redaktion darauf aufmerksam, daß sich in Nr. 3 auf Sp. 119 ein ganz übler Fehler in letzter Minute eingeschlichen hat. Zeile 36 wiederholt Zeile 20. Sie muß lauten: „Durch die Einführung der Maschine soll an menschlicher Arbeitskraft gespart werden." So erst bekommt der dort veröffentlichte Brief seinen Sinn. DH

Versammlungskalender

3.—5. Mai Evangelischer Filmkongreß Kassel
20.—21. Mai Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
23.—25. Mai Christdeutscher Bund Herborn
25.—30. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
26.—28. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Duisburg
26.—29. Mai Bund enthaltsamer Pfarrer Freizeit Ilsenburg
28.—30. Mai Augustusburger Pfingsttagung Augustusburg
28.—31. Mai Studententag Hohensolms
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
6.—8. Juni Deutscher Kirchengesangverein Dortmund
10.—12. Juni Deutscher Dorfkirchenverband Ebernburg
14.—16. Juni Frauenhilfe Breslau
15.—27. Juni Pfarrerzeit Schloß Elmau
22.—28. August Versöhnungsbund Lunteren bei Arnhem
1.—3. September Deutscher Pfarrerverein Jena
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
12.—16. September Gustav Adolf-Verein Osnabrück
28 September — 2. Oktober Deutsche Philologen und Schulmänner Trier
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
4.—7. Oktober Ostasienmission Basel
5.—7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Friedrichroda
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Bayrischer Wald.

In landschaftlich sehr reizvoller Lage, gegen kalte Winde geschützt, bietet ehemaliges Forsthaus am Walde

Erholungsaufenthalt.

Auch für Kinder sehr geeignet. Gute und reichliche Verpflegung, billiger Pensionspreis. Anfragen an

Frau **E. Arand** geb. v. Berschner, **Haus Schachten**, Post Auerbach b. Hengersberg, Bayr. Wald

Evang. Erholungsheim
Hasliberghaus

Goldern, Berner Oberland, an herrl. windgeschützter Sonnenlage (1060 m) angesichts von Gletscher und Schneebergen, mitten in Gärten, Wiesen, Wäldern. Sorgfältige Verpflegung. Traul. Familienleben. Tagespr. ab 7 Fr. Illustr. Prospekt v. Hausvater Dr. **R. Burckhardt**, Pfr.

Der neue Typ

des Lexikons. Gründlich und lebendig, zuverlässig und impulsiv.

BAND 1 erscheint im Sommer 1931

DER GROSSE HERDER

12 Bände und 1 Atlas

Neues Leben

im ganzen Werk wie im einzelnen Artikel! 180000 Stichwörter!

Verlangt Probeheft!

Verlag Herder Freiburg i. Br.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. Mai